Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 13 1937



Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Pusteblumen

Aufnahme:
Franz Baumeister

Inhalts-Uebersicht

Kampf den Schädlingen!



Es wird jetzt hohe Zeit, daß Gifte ausgelegt werden, um die Ratten und Mäuse zu bekämpfen, die jährlich in Garten und Feld, in Speisekammer und Vorratsböden große Werte vernichten. Wie groß der Schaden ist, den diese Nagetiere anrichten, soll folgendes Bild veranschaulichen: Ein Mäusepaar vermehrt sich in einem Jahr auf 300 Tiere. Diese allein vertilgen gegen 4 Zentner Korn. Wenn man also nur ein Mäusepaar vernichtet, so reicht die dadurch gerettete Kornmenge aus, um einem Soldaten der Wehrmacht zehn Monate lang seine tägliche Brotration zu sichern. Der Schaden, den die Ratten anrichten, ist noch erheblich größer. Deshalb ist es ein Gebot der Pflicht gegen Volk und Staat, daß wir diesen unheimlichen Feinden mit Fallen und Giftködern zu Leibe rücken. In diesem Kampf sind uns Katze und Hund wertvolle Bundesgenossen. Darum, deutsche Eltern, Jungen und Mädel, nehmt den Kampf auf gegen die schlimmsten Feinde im eigenen Lande!

Rätsel-Auflösungen aus Heft 11

Kombiniertes Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Tabu, 4. Exil, 7. Masuren, 10. Alt, 12. und, 13. Alb, 15. Ester, 17. Atem, 19. Eibe, 21. Eiderente, 22. Erde, 23. toll, 25. Niobe, 28. Reh, 30. NSU, 31. Oel, 32. Eckener, 34. Tuba, 35. dito. — Senkrecht: 2. Amt, 3. Usus, 4. Erde, 5. Ina, 6. Lama, 8. Unterhose, 9. Ebbe, 11. Laterne, 14. Libelle, 15. Emden, 16. Rente, 18. Eid, 20. Ito, 22. Ebro, 24. Lila, 26. Inka, 27. Bund, 29. Heu, 31. Ort, 33. Ei. Die Wiedererweckung der deutschen Seele und des deutschen Charakters ist eine Aufgabe, zu der Geduld und Liebe gehören. Gertrud Scholtz-Klink.

Rätsel-Inschrift.

1. Kran, 2. Rahm, 3. Amme, 4. Fond, 5. Tram, 6. Usus, 7. Rota, 8. Dill, 9. Gera, 10. Note, 11. Mais, 12. Efeu, 13. Dorn, 14. Magd, 15. Schah, 16. Ahle, 17. Lori, 18. Arzt. Kraft und Gesundheit des Blutes werden den Völkern nur einmal gegeben und lassen sich, sind sie zerfallen, niemals wieder aufbauen. (Dr. Groß.)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 12

Spruch-Rätsel.

1. Bari, 2. Atom, 3. Murg, 4. Beil, 5. Erna, 6. Ramu, 7. Grab, 8. Band, 9 Ufer, 10. Dose, 11. Wali, 12. Chaos, 13. Meta, 14. Norm, 14a. Neid, 15. Rain, 16. Edda, 17. Tell, 18. Steg, 19. Iren, 20. Erle, 21. Zofe, 22. Toni, 23. Inri, 24. Kiew, 25. Haut, 26. Elfe, 27. Rudi, 1—7 Bamberg, Endbuchstaben 8—14 Dreisam, Endbuchstaben 20—14 England, 27—21 Rehkitz. Im Glauben an Deutschland werden wir das Schicksal meistern.

(Adolf Hitler.)

Silben-Rätsel.

1. Ehrenbreitstein, 2. Sprechsilbe, 3. Ichneumon, 4. Standartenführer, 5. Themse, 6. Ventil, 7. Ortwin, 8. Nichte, 9. Denunziant, 10. Einerlei, 11. Rohstoffe, 12. Gottlieb, 13. Reichskanzler, 14. Ottawa, 15. Erfinder, 16. Sense, 17. Samland, 18. Tribun, 19. Exaudi, 20. Nautik, 21. Wasserglas, 22. Ilias, 23. China, 24. Türkenbund, 25. Internat, 26. Gobi, 27. Kniehose. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß Kinder arbeiten lernen.

(Kant.)

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?

Was könnte unser Junge werden?

Aus dem Inhalt der „Reichs-Elternwarte" / Heft 12

„Die Schule und der Vierjahresplan", ein Bildbericht von Franz Baumeister / *„Faltersommer"*, Bildbericht über eine Schülerarbeit von Studiendirektor Dr. Max Krüger / *„Bei der Kunterbunt"*, ein Besuch beim Deutschlandsender von Ursula Scherz / *„Mutter Broichmanns"*, eine Jugenderinnerung von Peter Kintgen / *„Spiel im Garten"*, lustige Verse und Bilder von F. Baumeister / *„Die Kindergärten der NSV"*, ein Bildbericht von Dr. Gerda Simons / *„Hände unter die Bettdecke"*, Anregungen für unsere jungen Mütter von Anni Weber / *„Der Albdruck"*, von Editha v. Moers / *„Turnverse"*, von Erwin Jäkel mit Bildern von Ernst Pahlitzsch / *„Herzen in Not"*, Fortsetzung der Novelle von Henrich Hansen / *„Kleine Geschichten um unsere Kleinen"*, erziehliche Plaudereien / *„Die kleine Mundharmonika"*, von Minna Bäurle / *„Wir Großen ..."*, eine besinnliche Plauderei von Johannes Otto / *„Kurzweil am Feierabend"* / Zum Thema: Was können unsere Kinder werden?: *„Der Arzt"*, von Dr. Hans Hajek.

Reichs-Elternwarte

Heft 13 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Auf dem Schulweg

Aufnahme:
Franz Baumeister

Es gibt für uns keine Ruhe und keinen Frieden, es gibt immer nur Arbeit und immer nur Ringen und Kämpfen, und für unsere Bewegung kann es niemals ein Biegen oder Beugen geben, immer nur Widerstand mit dem Blick nach vorn.

Adolf Hitler.

Wandlung unserer Erziehungsziele

Von Evamaria Blume

Die durch den politischen und geistigen Umschwung bedingte Umlenkung unserer pädagogischen Strömungen in Richtung auf ein ethisch-nationales Bildungsziel hat die seither geltenden Auffassungen von Erziehung und von Menschen so grundlegend geändert, daß die Familie als erste und wichtigste Erziehungsstätte hier aufhorchen muß. Die neue völkisch orientierte Pädagogik läßt die psychologischen Voraussetzungen der Bildungsmöglichkeit in einem ganz anderen Licht erscheinen, sie baut ihr organisches und schöpferisches Bildungsziel auf Anschauungen von so grundlegender Bedeutung auf, daß wir unbedingt auf sie eingehen müssen.

Es ist bekannt, daß Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit die Erziehung zum „wahren Menschen" als Ziel der philosophischen und pädagogischen Erziehungssysteme angesehen wurde. Es ist das Ideal der großen Klassiker Lessing, Herder, Schiller und Kant. Die Frage wird nun heute aufgeworfen, ob es möglich ist, vom Einzel-Ich unmittelbar und zwingend zur Idee des Menschentums zu gelangen. Wohl berücksichtigte man in der Erziehung die Individualität des Einzelwesens, auch den Einfluß der unmittelbaren Umgebung; man beachtete aber nicht, daß der Mensch mit der Geburt nicht nur körperlich als Glied in die Reihe der Geschlechter hineintritt, sondern auch in einen geistigen Zusammenhang hineingeboren wird, in eine Kette geistiger, sittlicher und kultureller Werte, die ebenso schicksalhaft sein geistiges und seelisches Leben bestimmt wie die natürliche Abstammung seine körperliche Wesenheit. Hier liegt das, was wir vorher als „Menschentum" bezeichnet haben. Es gibt also ebenso wenig einen Menschen an sich, als eine allgemeine Menschlichkeit an sich; beides existiert greifbar nur in einer bestimmt ausgeprägten Eigenart, die für die Gesamtheit wie für den Einzelnen bestimmend ist als etwas Bleibendes, Ueberzeitliches und Ueberindividuelles. Es handelt sich hier um das, was wir mit Goethe Volkheit nennen. Dem naiven Denken erscheint es unverständlich, daß die Volkheit nicht als Ergebnis der geistigen Eigenart aller Einzelwesen aufzufassen ist,

sondern daß vielmehr umgekehrt die Art des Einzelnen durch das Ganze eindeutig bestimmt ist, daß also das Ganze — nämlich die Volkheit — vor dem Teil da ist und daß erst der organische Zusammenhang mit dem Ganzen, die Gliedschaft, unser körperlich-geistiges Sein bedingt. So sind wir durch die Geburt schicksalhaft mit dem unzerstörbaren geistigen und seelischen Erbgut verflochten.

Mit elementarer Wucht hat die Idee der Volkheit und der Ganzheit das deutsche Volk ergriffen. Sie siegte über den kleinlichen Parteien- und Interessengeist als herrlicher Schwung eines zur Selbstbesinnung gekommenen Volkes, das seiner Selbstsucht und seiner Zersetzung ein Ende gebietet und sich zur Ganzheit, zur Deutschheit als seinem obersten Gesetz durchgerungen hat.

„Erziehung zum Bewußtsein der Deutschheit aller deutsch Geborenen" lautet von nun an das Erziehungsziel der deutschen Schule. Nicht irgendeiner Schulgattung für sich! Der Durchbruch zur Volkheit wird auch eine Klärung in dem heillosen Durcheinander der heutigen Schularten bedeuten, insofern eine Vereinheitlichung (nicht mechanische Uniformierung!) durch die Idee jede Schule zur Schule des Volkes bestimmt. Denn nicht das Sitzen auf der gemeinsamen Schulbank verbrüdert, sondern allein der in der Schule herrschende Geist. Darum sagt Krieck: „Alle Verschiedenheit in der Volksbildung, die notwendig ist, sei niemals ein Unterschied in der Wesensart, sonst hören wir auf, ein Volk zu sein!"

Von den oben dargelegten Gesichtspunkten her sieht die neue Erziehung die Schule vor allem als Lebensordnung für den jungen Menschen und ihren Erziehungswert als Gemeinschaftsform. Jede Gemeinschaft aber baut sich auf den Ideen der Unterordnung und Einordnung auf. Eine bewußte Abkehr von dem übersteigerten Individualismus der vergangenen Epoche, der seine Schäden genugsam erwiesen hatte, verlangt erneute Zucht und Disziplin für das Schulleben und damit ist auch der Autoritätsbegriff mit neuem Wert erfüllt worden. Nicht als blinde Unterwürfigkeit, sondern Gehorsam aus freier Unterordnung und Einordnung, wie sie im Verhältnis zwischen Führer und Gefolge zum Ausdruck kommt. Daß dies sehr wohl möglich ist, sehen wir ja daraus, wie z. B. die HJ. diesen Grundsatz anerkennt. Die stärkste Stütze erfährt die Autorität durch die Pflege des Ehrgefühls und durch die Ehrfurcht, die bekanntlich Goethe als das wichtigste Erziehungsresultat ansieht. Vertrauensvolle Klassengemeinschaft der jüngeren Schüler wird in den oberen Jahrgängen noch durch die Einsicht reifen, daß sich der neue Geist der Volkserziehung nicht nur durch Aeußerlichkeiten kundtun soll, sondern innerlich durch die rechte Gesinnung und die rechte Tat durch die Verpflichtung zur Selbsterziehung.

Die neue Erziehungsaufgabe will den Menschen heranbilden, der im Denken und Handeln dienend und opfernd in seinem Volke wurzelt und mit dessen Schicksal ganz und unabtrennlich verbunden ist. Der Gemeinschaftsgedanke als uraltes Erbteil unserer germanischen Vorfahren, ist unserer angestammten Wesensart gemäß; er fordert freie Bindung des Einzelnen durch das Gemeinwohl. Zwar bleibt die Entfaltung der Persönlichkeit nach wie vor bedeutsame Aufgabe; aber der Richtungspunkt der Jugendführung liegt im Blick auf die Volksgemeinschaft, in die wir hineingeboren sind.

Die Unterordnung der Bildungsarbeit unter den bloßen Gesichtspunkt der Nützlichkeitswerte für die Forderung des Tages ist im Verschwinden. Wir wissen, es kommt nicht so sehr darauf an, daß der junge Mensch den „Stoff", das Material seiner Lebensumwelt beherrsche; es kommt vielmehr darauf an, daß er einer gegebenen Situation gewachsen sei, daß er sie aus einer ganzheitlichen, seelischen Bildung heraus bezwinge, sie meistere. Der Intellektualismus hat seine seit einem Jahrhundert führende Stellung räumen müssen. Das deutsche Volk anerkennt in seiner Gesamtheit allmählich, was Goethe in der „Pädagogischen Provinz" schon fordert: „Denken und Tun, Tun und Denken — das ist die Summe aller Weisheit." Darum gilt es die Durchbildung und Formung des ganzen Menschen, all seiner geistig-seelisch-leiblichen Kräfte!

Diese Forderung für die gesamtdeutsche Erziehungsarbeit kommt besonders der weiblichen Jugend in ihrer Anlage und Einstellung entgegen. Die Mädchen unserer Zeit wollen ganz Frau sein, sie streben alle mit großer Offenheit dem natürlich-mütterlichen Beruf in Ehe, Familie und Heim zu, den allerdings viele von ihnen nicht erreichen werden. Aber die Werte echt und gesund geformter Weiblichkeit gehen nicht verloren, denn das Leben des Volkes bedarf ihrer in hohem Maße. Solch unverbildete deutsche Frauen zu formen, die in ihren Familien oder in ihrem Berufskreis gesunde und lebenskräftige Zellen starken deutschen Volkstums bilden können, ist Aufgabe und Pflicht echter weiblicher Bildung. Sie kann aber nicht verzichten auf ihre beste Unterstützung im Vorbild tüchtiger und einsichtsreicher Mütter. Wie denn überhaupt das beste Wollen der Schule nicht genügend wird fruchten können, wenn der Familiengemeinschaft im Elternhaus jene grundlegende Ausrichtung auf ihren inneren Zusammenhang nicht lebendig gegenwärtig ist — nämlich jene Verbundenheit auf Gedeih und Verderb in guten und bösen Tagen, deren Abbild wir für das große Ganze und seine Lebensdauer erstreben.

Sprich einfach . . . .

Von Dr. Hans Hajek

In meinen Schuljungenjahren ging ich einmal mit einem Kameraden über Land, und wir besuchten eine Tante von ihm. Sie war sehr freundlich zu uns; aber als sie hinausging, um Kaffee zu kochen, mußte ich meinen Freund doch fragen: Du, ist denn das keine Deutsche? Freilich, sagte der und grinste, sie möchte nur gerne nach der Schrift sprechen, und das kann sie nicht. — Diese kleine Erfahrung hat mich später noch oft beschäftigt, als ich Student der deutschen Sprache und Literatur geworden war. Ja, ich bin sogar durch den Aerger an dem Unfug, den viele Volksgenossen mit unserer Muttersprache treiben, eine Zeitlang zum Gegner der Schriftsprache als Umgangssprache überhaupt und zum fanatischen Verfechter der Mundart geworden. Das letztere bin ich noch heute, der Schriftsprache gegenüber habe ich meine Uebertreibung eingesehen, die — so gut sie gemeint war — doch auf einen Rückschritt um ein paar Jahrhunderte hinauslief. Der Frieden mit der Schriftsprache aber wurde mir leicht in der Erkenntnis, daß ja auch diese Schriftsprache etwas Lebendiges, also Wandelbares und Gewachsenes sei, keineswegs etwas am Schreibtisch Erfundenes, Ausgetüfteltes, Geschraubtes und Erkünsteltes, wie es manchmal aussieht. Mein Aerger an dem Mißbrauch der Schriftsprache, der gesprochenen wie der geschriebenen, hatte ich irrtümlich gegen die Sprache selbst gerichtet; aber war denn die Mundart, die von mir geliebte und gepriesene, niemals mißbraucht worden, wurde sie nicht noch immer zu komischen Wirkungen ziemlich platter und niedriger Art vergewaltigt? Nein, das innere Wachstum und die äußere Form der bodenständigen Mundart ist von feindlichen und freundlichen Einwirkungen so wenig unangetastet geblieben wie die so vielen Zwecken untertänig gemachte Schriftsprache und wie die Gebrauchs- oder Umgangssprache, die zwischen Schriftsprache und Mundart herüber und hinüber vermittelt. J e d e r Volksgenosse, dem die Sprache als Mittel des Ausdrucks und der Verständigung zu Gebote steht, formt und verändert an ihr: indem er sie abnützt und verdirbt, indem er sie pflegt und verfeinert, indem er sie sich anpaßt und so zum Spiegel seines Charakters macht.

Wir können nicht alle Künstler unserer Sprache sein und bewußte Gestalter. Und wir sollten schon gar nicht alle versuchen, Sprachschöpfer, Sprachgestalter, Sprachverbesserer s c h e i n e n zu wollen. Aber wir a l l e, die wir uns für unsere Muttersprache mitverantwortlich fühlen, können eins: sie schlicht, einfach, mit redlichem Herzen gebrauchen und sie nicht zum Spottkleid unserer Eitelkeiten, Unklarheiten und Unfähigkeiten zu machen. Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich vor Jahren einmal mit einer Arbeiterfrau und einem jungen Baumeister führte; es handelte sich um eine erzieherische und psychologische Frage, ich weiß nicht mehr, um welche, irgendwie hatte sie mit dem Gehirn und dem Nervensystem zu tun. Die Frau sprach ihre Gedanken (und sie hatte sich wirklich Gedanken gemacht) einfach, gerade und verständlich aus, sie traf, soweit ich urteilen konnte, auch sachlich den Kern der Frage, um die es ihr ehrlich zu tun war; der junge Mann merkte gar nicht, wie wenig ihm eigentlich an dem Sachverhalt lag und wie viel mehr daran, seine „Bildung" und Belesenheit zu zeigen — also redete er mit vielen halbverdauten Fachausdrücken und in verdrehten Sätzen einen Quatsch zusammen, den er wahrscheinlich selber nicht ganz verstand, von dem wir andern aber ganz gewiß nichts hatten. Hinterher war er hochbefriedigt über seine Glanzleistung und die besinnliche Frau, die dreimal so viel Kluges in vernünftiger Art gesagt hatte, wußte nicht genau, ob sie über so viel unverständliche Weisheit nicht ganz beschämt sein sollte. Sie war ein bissel erstaunt, als ich, der „Studierte", ihr hinterher im Vertrauen bekannte, ich hätte auch nichts von dem Geseich verstanden, dafür aber von ihr manches gelernt. War sie nun etwa eine versteckte Gelehrte? Oder eine Sprachkünstlerin, ein Redetalent, wie sie im „Volk" manchmal sich finden? Keins davon; sie war eine einfache Durchschnittsfrau, nicht dümmer, aber auch nicht klüger, nicht unbegabter, aber auch nicht begabter. Sie sprach nur eine schlichte, gerade Sprache „von der Leber weg", ohne Umschweife und Kunststücke.

Die Anwälte einer guten deutschen Sprache haben zu allen Zeiten gegen den Fremdwortschwindel gekämpft. Den Zeiten, in denen die meisten Fremdwörter in unser Deutsch eingedrungen sind, sind, wie das Fieber den eingeschleppten Krankheitskeimen, Bewegungen heißen Fremdworthasses gefolgt. Das war so gegenüber dem französierenden A-la-mode-Wesen des 17. Jahrhunderts, das ist heute wieder so nach der Fremdwortprotzerei des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert. Die Gegenbewegungen wider das Fremdwort haben viel Gutes gewollt und manches Gute gewirkt. Wenn kein großer Sprachgestalter, kein Dichter, kein Prediger, kein Volkslehrer von Bedeutung aus ihnen hervorging, so war das sicherlich nicht wegen der „unentbehrlichen" Fremdwörter. Aber das Verneinen allein, auch wenn es noch so berechtigt ist, genügt nicht. Die Sprachschöpfer unter unseren Dichtern und Gelehrten sind dem Fremdwort gegenüber verschieden streng gewesen, aber sie haben es kaum betont und übermäßig gebraucht, weil sie einen un-

mittelbaren Anschluß an die sprachliche Kraft der Volkssprache, an die Mundart, suchten. Luther hat das in seiner Schrift „Vom Dolmetschen" mit dankbarer Aufrichtigkeit ausgesprochen; Goethe ist sein Frankforderisch zeitlebens so wenig losgeworden wie Schiller sein Schwäbisch, ganz zu geschweigen von den plattdeutschen und von den österreichischen Schriftstellern, die sich ihrer Mundart und Umgangssprache bis zum heutigen Tag nicht schämen gelernt haben! — Aber machen Sie selbst einmal einen kleinen Versuch; man kann auch außerhalb der Naturwissenschaft lehrreiche und nützliche Versuche machen! Versuchen Sie einmal einen schwierigen Gedankengang ihres Faches oder Berufes, den Sie nur mit vielen Fachausdrücken, Fremdwörtern und für den „Laien" auch sonst ganz unverständlich ausdrücken, in Ihrer Heimatmundart klarzumachen! Ich hoffe sehr, daß Sie sich in Ihrer Heimatmundart ausdrücken können, auch wenn Sie keine Gelegenheit haben, sie täglich zu gebrauchen. Bitte: Sie sollen nicht Ihren schrift- und fachsprachlichen Gedankengang in die Mundart, in Hamburger Platt, ins Münchnerische, Schwäbische, Schlesische, Rheinische usw. „übersetzen", wie es die schlechten Dialektdichter machen; nein, Sie sollen sich mit dem, was Sie sagen wollen, unmittelbar in Ihrer Mundart verständlich zu machen suchen, am besten einem gegenüber, der von Ihrem Beruf nichts versteht. Sie werden bei diesem Versuch zwei sehr wichtige Beob-



Die Schule ist aus!

Aufnahmen:
Elisabeth Hase

achtungen und Erfahrungen machen. Zunächst werden Sie das andere „Material", den ungewohnten Werkstoff spüren, mit dem Sie jetzt arbeiten sollen — eben die Mundart. Sie wird ja für solche Zwecke sonst selten gebraucht, und von Ihnen niemals. Es wird also schon gewisse Schwierigkeiten geben, alles, was Sie sagen wollen, in der Mundart darzustellen. Aber Sie werden sich wundern, wie gut Sie der hörende „Laie" trotzdem versteht. Und dann werden Sie auf einmal merken, wieviel Fremdwörter, Fachausdrücke, wieviel leere und undurchsichtige Redewendungen, künstlich ineinandergeschaltete Sätze usw. offensichtlich überflüssig sind; es geht auch so, es geht sogar besser. Wenn Sie aber diesen Versuch einigemal mit ganzem Ernst gemacht und wenn er Ihnen halbwegs gelungen ist, dann werden Sie erst wirklich wissen, was sprachliche Gestaltungsarbeit ist! Sie reden als Handwerker von materialgerechter Verarbeitung, wissen als Kaufmann die Gütezeichen zu schätzen, streben als Angestellter und Beamter nach Genauigkeit und Unzweideutigkeit; warum üben Sie das alles nicht auch an Ihrer Muttersprache?

Soll das nun heißen, daß ich nun doch wieder ein Feind der Schriftsprache geworden sei und die Mundart überall an ihre Stelle setzen möchte? Selbstverständlich nein. Ich bin und bleibe nur ein Feind der Papiersprache. Die gemeinschaftliche Schriftsprache ist ja viel mehr als etwa ein notwendiges Uebel, sie ist eine herrliche Ueberlieferung und Erbschaft vieler Jahrhunderte unserer nationalen Entwicklung, vieler Geschlechter von kleinen und großen Sprachgestaltern. Ihr Leben aber, ihre Gesundheit bedarf der immer neuen Berührung und Befruchtung durch die Mundarten, durch die Rede des Volks, wie sie sich in den einzelnen Landschaften äußert. Eine Schriftsprache ohne mundartliche Ober- und Untertöne wäre wie eine Musik ohne Klangfarbe: ein wesenloses Etwas ohne Kraft und Wirkung. Um nämlich nochmals auf den vorhin vorgeschlagenen Versuch zu kommen: er wäre unvollständig und mißlungen, wenn er keine Anwendung fände. Die Anwendung aber dieses Versuchs ist, daß Sie nun auch Ihren schriftsprachlichen Ausdruck in Rede und Schreibe von Ihrer mundartlichen Sprachgestaltung beeinflußen lassen. Es schadet gar nicht, wenn Ihre Aussprache dann ein wenig mundartlich klingt, aber das ist nicht wichtig; und mundartliche Eigenheiten, die im Schrift- und Gemeinschaftsdeutsch ungebräuchlich, also „falsch" sind, dürfen Sie nicht einschmuggeln. Der Berliner sagt bekanntlich immer „mir", ooch wenn't richtich is — — solange er berlinert, d. h. Mundart spricht. Wenn er aber hochdeutsch spricht, muß er auch manchmal „mich" sagen, aber nicht an der falschen Stelle, und er muß sein „icke" und „wat denn" lassen. Und der Schlesier muß d e r Bach sagen im Schriftdeutsch, wenn er auch in der Mundart ganz mit Recht d i e Bach sagt. Der belebende und reinigende Einfluß der Mundart auf die Schriftsprache geht also nicht so vor sich, daß einzelne unveränderte Brocken aus der Mundart in die Schriftsprache übergehen. Die wohltätige und heilende Kraft liegt viel tiefer: in der ganzen Denkweise und Sprechweise, in der Schulung zum einfachen, unverbildeten Ausdruck. Wie alle wahre Spracherziehung ist das eine Erziehung der O h r e n und von hier aus des ganzen Menschen! Kein Volk, das schreiben gelernt hat, könnte die geschriebene Sprache jemals wieder entbehren; aber die Gewalt, so der Sprache durch die lautlose Schrift angetan wird, ist nur durch die Erziehung zum Hören zu bannen. Und eben darum ist die sprachliche Verbildung, Versteinerung und Verkrämpfung von der gesprochenen und gehörten Sprache schlechthin, von der Mundart, am innerlichsten zu überwinden. Sprecht, wie euch der Schnabel gewachsen ist, in eurer Heimatmundart, dann werdet ihr auch in der Schriftsprache euren Gedanken und Gefühlen klaren Ausdruck geben können.



Kinder in der Sonne

Aufnahme: Dr. Meinshausen



Aufnahme: Elisabeth Hase

Muß der Lehrer einschreiten?

Sehr geehrter Herr Kästner,

als Naturfreund wende ich mich heute an Sie, als Naturfreund, der sich bitter über das Verhalten Ihrer Schulkinder zu beklagen hat. Als ich gestern auf meinem täglichen Spazierweg durch unsern Stadtwald den Föhrensteig entlang kam, mußte ich beobachten, wie sechs oder sieben Jungen und Mädchen mit Bergen von Frühlingsblumen in den Händen und Armen daherkamen, die sie alle rechts und links vom Wege abgerissen hatten. Damit noch nicht genug: ein paar hatten sich sogar an den jungen Trieben der Birken und Eichen vergriffen; wie ich nachher feststellen mußte, hatten sie stets die Herztriebe genommen.

Als ich die Kinder entrüstet zur Rede stellte, wurden sie sehr verlegen. Ein paar warfen ihre Sträuße weg und rannten davon, andere sagten, sie wollten die Blumen und Zweige daheim in eine Vase stellen. Daß sie keine Blumen abreißen dürfen, wollten sie nie gehört haben.

Sie wollen es mir bitte nicht verübeln, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß hier die Schule versagt hat, daß es hier an der ersten Belehrung seitens der Schule gefehlt hat, vielleicht auch an der richtigen Disziplin. Meines Erachtens müßten diese Kinder exemplarisch dafür bestraft werden, daß sie sich so roh an dem Frühlingsschmuck vergreifen und so sinnlos die Natur verschandeln. Und ich glaube im Sinne aller Naturfreunde zu handeln, wenn ich der Schule diesen Fall anzeige. Es handelt sich durchweg um Kinder aus Ihrer Klasse; die Namen dürften Sie durch Nachfrage leicht feststellen können. Solchen Rohlingen müßte die Achtung vor der Natur eingebläut werden.

Heil Hitler!

Fr. Bergholz.

Die Antwort des Lehrers:

Sehr geehrter Herr Bergholz!

Es ist eine alte Klage, die Sie da vorbringen, eine Klage, die in jedem Jahr, wenn die ersten Blumen blühen und das erste Grün die Bäume schmückt, der Schule vorgetragen wird. Glauben Sie nun aber nicht, die Schule sei gegen diese Klagen abgestumpft und messe ihnen nicht die genügende Bedeutung zu. Seien Sie vielmehr versichert, daß die jugendlichen

Uebeltäter scharf ins Gebet genommen und ihre Strafe erhalten werden.

Ob ich ihnen allerdings die Achtung vor der Natur „einbläuen" werde in dem eindeutigen Sinne, wie Sie es rieten, das glaube ich nicht. Die Schule weiß auch ohne — Stock zu erziehen. Solche Vorkommnisse auszuschalten, ist nämlich Sache der Erziehung. Es fragt sich nur, ob gerade die Schule in dem Maße die Verantwortung für diese Erziehungsfehler trägt und die Vorwürfe verdient, wie Sie es in Ihrem Briefe zum Ausdruck bringen. Und mich mit dieser Ihrer Meinung auseinanderzusetzen, ist der Zweck meines ausführlichen Schreibens.

Vorneweg betone ich, daß die heutige Schule ihre Aufgabe in der Erziehung der jungen Generation sieht. Nicht in einseitiger Belehrung, auch nicht in der Pflege einer straffen Disziplin, denn beides käme auf Drill hinaus, und der bleibt nur so lange wirksam, wie der Drillmeister hinter dem Zögling steht. Eine Schule ferner Zeiten degradierte sich in der Verkennung ihrer wahren Aufgabe bisweilen zu einer Drillanstalt. Vielleicht haben Sie so eine Schule in der Erinnerung, wenn Sie vom Fehlen der richtigen Disziplin in der heutigen Schule und von exemplarischen Maßnahmen sprechen, die dieser Disziplin förderlich sein könnten. Darum betone ich es noch einmal, die heutige Schule ist in erster Linie eine Erziehungsstätte, und ich betone damit gleichzeitig, daß sie sich vor der sich daraus ergebenden Verantwortung nicht drücken will und wird.

Sie kann aber unmöglich dazu schweigen, wenn jede Unart ihrer Zöglinge — auch die von Ihnen mit Recht gerügte — allein auf ihr Konto gesetzt und ihr Versagen daraus gefolgert wird. Denn einmal hat die Schule die Kinder nur für gewisse Stunden am Tage in ihrer Obhut, zum andern wissen wir, daß gegen eine mindergute Erbmasse auch die beste Erziehung kaum etwas vermag, und letztlich müssen wir bei Erziehungsfragen und vor allem bei Erscheinungen von Fehlerziehung auch das Elternhaus gebührend und entscheidend in Rechnung setzen. Denn dem Elternhaus gebührt nicht nur, nein es hat das Primat in der Erziehung, und wo das Elternhaus versagt, da vermögen die andern Miterzieher nur bedingt zu retten.

Das wollen bitte Sie und das mögen alle die bedenken, die schnell die Schule verurteilen, und nach der Schule schreien, wenn Schulkinder sich irgendwie daneben benehmen.

Für jene Vergehen, die Ihre Entrüstung hervorriefen, liegt die tiefere Ursache im Gemüt des Kindes, dessen Pflege schlechthin die Aufgabe des Elternhauses und der Familie ist. (S. REW. 4/1936! D. Schriftl.) Fundamentalbegriffe der Gesittung sind in den Kindern, die Ihren Unwillen hervorriefen, noch nicht so fest verankert, daß sie ihr Handeln richtunggebend bestimmen; Fundamentalbegriffe wie: die Achtung vor fremdem Eigentum, das Ahnen, daß auch die Pflanze ein Lebewesen ist, das sich nicht wehren kann und darum wie alle Schwachen den Schutz der Starken bedarf, und der Sinn für die Schönheit, der sich alle freuen sollen, die man hüten und pflegen muß, aber nicht zerstören darf. Meinen Sie, die Schule könne all diese Eigenheiten entwickeln und pflegen, wenn nicht schon das Elternhaus in der vorschulischen Erziehung den sicheren Grund zu ihnen gelegt hätte und während der späteren Zeit erzieherisch mit der Schule Hand in Hand ginge?!

Vergessen wir auch nicht, wie die „Großen" oft in der Verschandelung der Natur mit bösem Beispiel vorangehen! Auch sie kann man mit Armen voll Frühlingsblumen und frischem Grün antreffen, die dann irgendwo in einem Gartenlokal oder in dem Papierkorb auf dem Bahnsteig ein trauriges Ende finden, und auch sie — die „Großen" — werden so zu unerfreulichen Miterziehern der Kinder, die es ihnen gleichtun. —

Wir wollen nun aber nicht jeden Frühlingsstrauß in Kinderhänden sauertöpfisch betrachten. Wie oft wurde er zum heiligsten Zweck gepflückt, den ein Kind kennt, nämlich die Mutter zu erfreuen! Und wir wollen auch nicht da die Jugend schelten, wo wir sie selber schuldig werden lassen. Ich kenne einen schönen Platz, den man mit viel Mühe und Kosten mit einer lebenden Hecke einfaßte, um etwas für die Schönheit des Ortsbildes zu tun, den man aber auch mit zwei Fußballtoren versah, um etwas für den Sport zu tun. Ist es da berechtigt, von einer rohen Jugend zu sprechen, wenn von der Hecke, die den Fußballplatz unmittelbar begrenzte, schließlich nur kahle und zerrupfte Reiser übrig blieben?

Sie wollen aus meinen Ausführungen erkennen, Herr Bergholz, mit welch ernster Gründlichkeit die heutige Schule den Erziehungsproblemen nachgeht, und daß sie deshalb ein Recht hat, ungerechtfertigte Vorwürfe zurückzuweisen.

Beiläufig gefragt: Würden Sie bemerktes Wohlverhalten der Kinder auch auf das Konto der Schule setzen, wie Sie es mit ihren Unarten taten, oder würden Sie in dem Falle von der „guten Kinderstube" im Elternhause sprechen?

Heil Hitler!

P. Kästner.

Die Autorität des Lehrers beruht nicht auf seinem Wissen, seiner größeren Erfahrung, sondern ganz allein darauf, daß er der Jugend vorangeht, mit unerschrockenem Kampfesmut und aufopferungsvoller Einsatzbereitschaft. Adolf Schmidt-Bodenstedt.



Wir kennen ihn alle aus unserer eigenen Schulzeit, den Petzer. Und wir haben uns über ihn erbost und ihn mit Spottversen ausgeätscht: „Petze, Petze, geht zum Laden . . ." Und wir haben ihn in nicht guter Erinnerung.

Es waren keine Kerle, diese Petzer. Sie leisteten auf keinem Gebiet etwas, was uns imponieren konnte. Weder im Unterricht noch in der Turnstunde. Na und in den Pausen oder sonst beim Spiel, da waren sie die Stänker; da mußten sie manchen Knuff hinnehmen, so aus „Versehen" natürlich, denn einer richtigen Tracht Prügel, die sie nach unserer Meinung tausendfach verdient hatten, gingen sie feige und vorsichtig aus dem Wege. Und außerdem waren sie immer zu fürchten; denn sie petzten ja.

Wir hatten zwar nicht die Empfindung, daß die Lehrer die ewigen Angeber besonders liebten und ihren Angebereien immer die von ihnen gewünschte und erhoffte genügende Beachtung schenkten. Aber es war doch nicht angenehm, alle Augenblicke angeklagt zu werden und sich verantworten zu müssen.

Nein, es waren keine Kerle, diese Petzer. Und als wir größer geworden waren, straften wir sie mit eisiger Verachtung. Und wenn wir heute, nach so langen Jahren, mal einem begegnen, der damals ihrer Gilde angehörte, dann können wir keine rechte Wiedersehensfreude aufbringen. Dann kommt nur ein kurzes, kühles Gespräch zustande und keine endlose Kette froher Fragen, die alle mit den Worten „Weißt du noch —?" beginnen.

Die schlimmsten Unterrichtsstunden und die Prügel, die wir für unsere Streiche bezogen haben, ja selbst das nach unserer Meinung erlittene Unrecht haben wir vergessen. Den Petzer nicht. Zutiefst war er uns zuwider. — —

Der Petzer ist auch heute noch nicht ausgestorben, weder in den Jungen- noch in den Mädchenklassen. Auch heute noch tönt es uns aus seinem Munde entgegen, plärrend wie einst: „Herr Lehrer, der Willy hat die Fensterscheibe entzweigeworfen!" oder: „Fräulein, die Grete hat Ihnen die Zunge rausgestreckt."

Am häufigsten trifft man sie in den Klassen der Lernanfänger und in den ersten Schuljahrgängen. Später werden sie seltener. Und wo man ihnen noch in den Oberklassen begegnet, da handelt es sich in den meisten Fällen um charakterlich minderwertige Jungen oder Mädel, aus denen sich die Zunft der späteren Denunzianten und Schreiber anonymer Briefe rekrutiert.

Weshalb petzen sie nun eigentlich? Schon daraus, daß ihre Zahl mit dem zunehmenden Alter abnimmt, ist zu ersehen, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle nicht um eine vererbte Charakteranlage handelt, als vielmehr um eine schlechte Angewohnheit. An der häufig das Elternhaus die Schuld trägt.

Der Hans oder die Grete waren gewohnt, zu Hause die erste Geige zu spielen, besonders wenn sie das einzige Kind waren. Alles drehte sich um sie, jede Willens- und Meinungsäußerung der kleinen Geschöpfe wurde über Gebühr beachtet. Nun sind sie in der Zahl ihrer Klassenkameraden nur ein gleichgeordnetes Glied, dem der Lehrer oder die Lehrerin nicht mehr und auch nicht weniger Anteilnahme entgegenbringt als den anderen. Und das kränkt ihrem daheim falschgesteuerten Geltungsbedürfnis; sie wollen um jeden Preis auf sich aufmerksam machen, wollen sich herausheben aus der Masse und eine Rolle spielen. Und — petzen . . . .

Man kann es aber auch häufig beobachten, daß Kinder, die durch irgendein Leiden körperlich behindert sind, Vollwertiges zu leisten, die deswegen, wie man sagt, an Minderwertigkeitskomplexen leiden, zu Petzern werden. Eben aus dem Drang heraus, auch irgend etwas darzustellen oder zum mindesten aufzufallen. Auch eine Art Rachegefühl gegen die Gesunden und Vollwertigen ist bei ihnen oft die Triebfeder, die Schwächen der andern zu erspähen und bloßzustellen.

Bei Kindern mit leichtem Schwachsinn ist es das Unvermögen, das Häßliche ihres Tun empfinden oder beurteilen zu können; bei Verzärtelten die mangelnde Härte, auch mal einen gewollten oder ungewollten Knuff von den Kameraden hinzunehmen, die sie fortwährend weinend zum Lehrer laufen läßt: „Der Emil hat mich gehauen." . . .

Immer ist das Gemeinschaftsempfinden und das Gefühl der Kameradschaft bei dem Petzer entweder gar nicht oder nur schwach entwickelt.

In den meisten Fällen vermag eine vernünftige Schulerziehung, die natürlich vom Elternhaus unterstützt werden muß, die üble Angewohnheit des Petzens zu beseitigen. Wesentliches, ja Entscheidendes trägt hierzu auch die Erziehung der Kinder untereinander, die Erziehung durch die Gemeinschaft bei.

Ernster sind jene Fälle zu betrachten, in denen das Angeben oder Petzen einer schlechten Charakteranlage entspringt, in denen die Freude, dem andern Verdruß oder Schaden zugefügt zu haben, oder gar die Freude an der Bestrafung des andern, die Freude, den andern leiden zu sehen, den Jungen oder das Mädchen zum Petzer werden läßt. Diese Fälle sind Gott sei Dank nicht allzu häufig, und meistens ist eine geschädigte Erbmasse, die ihre unglücklichen Träger zu asozialen Elementen in der menschlichen Gesellschaft macht, der letzte Grund

für ihr verwerfliches Handeln. Hier vermag die Erziehung, auch die beste, das Uebel nur einzudämmen und zu mildern; anders nämlich dürfte es keine Denunzianten und ähnliche unerfreulichen Zeitgenossen mehr geben.

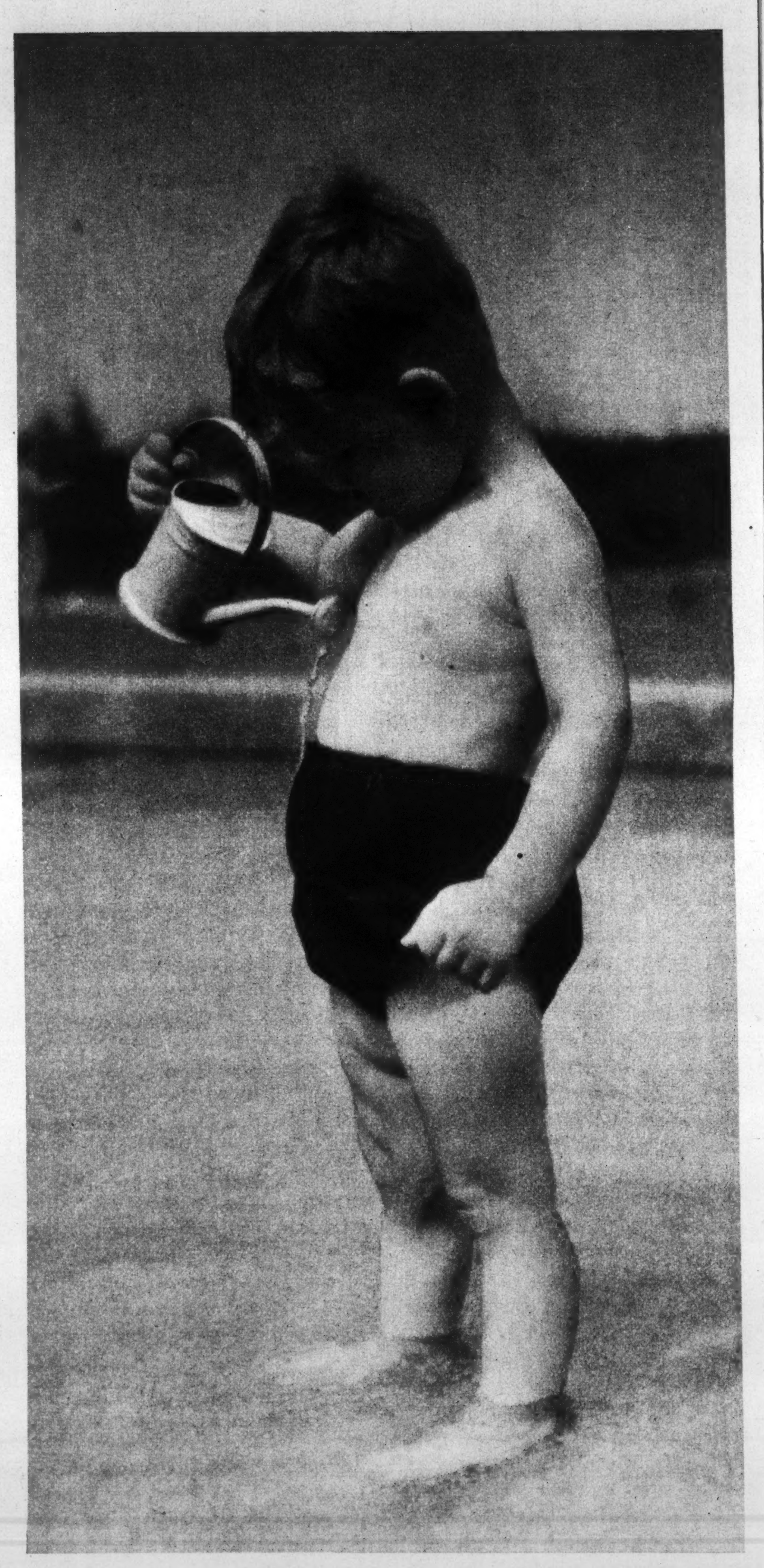
Denn nicht immer wird die Neigung zum Petzen mit den Kinderschuhen abgelegt. Was ist denn der Klatsch unter den Erwachsenen weiter als die Fortsetzung des kindlichen Petzens?! Und wodurch unterscheidet sich denn der üble Mitbürger, der heimlich zum Ortsgewaltigen oder zu sonst einer einflußreichen Persönlichkeit hinschleicht, um den Nachbarn anzuschwärzen (und um natürlich auch seine eigene werte Persönlichkeit in das rechte Licht zu setzen), von dem petzenden Schuljungen?! —

Petzen oder Angeben: es gibt kaum etwas Häßlicheres in einer Gemeinschaft, und das Wort vom „größten Lump im ganzen Land" wird jeder anständig Denkende bedingungslos unterschreiben.

Hüten wir uns jedoch — besonders auch bei unsern Kindern — jede Meldung eines Verstoßes gegen die guten Sitten als Petzen zu bezeichnen und zu werten.

Denn es gibt etwas, das auf den ersten Blick wie Petzen anmutet, in Wirklichkeit jedoch keinem niederen Instinkt oder Trieb entspringt, sondern einer hochentwickelten sittlichen Auffassung über Recht, Gerechtigkeit und Wohlanständigkeit. Der Junge, der gefragt oder ungefragt den Mitschüler anzeigt, der durch seine Diebereien die ganze Klasse in schlechten Ruf brachte oder bringen könnte, ist kein Petzer, sondern ein Diener des Rechts. Und das Mädel, das durch ihre Meldung den üblen Streich vereitelte, den die Klasse, angeführt von ein paar unreifen Gören, gegen die Lehrerin plante, ist ebenfalls nicht den Petzern zuzuzählen, wenngleich die ganze Klasse sie eine Petze nennt und dementsprechend behandelt. Beide, der Junge wie das Mädel, gehören zu den Naturen, aus denen das Leben Charaktere formt, die keine Kompromisse kennen, denen der Glaube an das Recht die Kraft gibt, später einmal Führer zu sein.

Johannes Otto.



Auf daß er einst gut gedeihe — Aufnahme: Adolf Schmidt

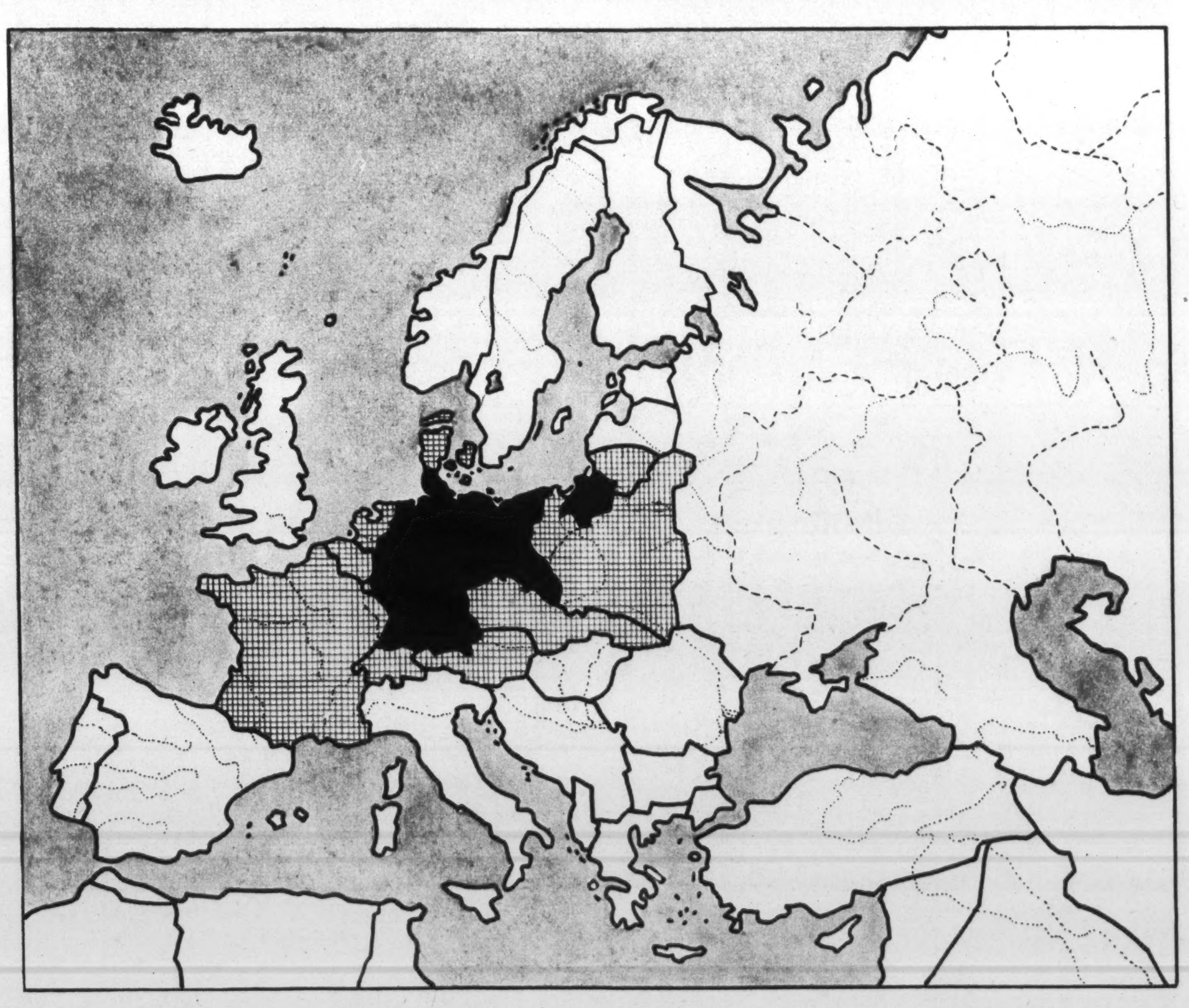
Hilfe bei der Schularbeit

Dazu habe ich keine Lust

Von Edmund Fischer

Im 6. oder 7. Schuljahr der Volksschule (und in den entsprechenden Klassen der höheren und der Mittelschule wird im Erdkundeunterricht Europa besprochen. Und oft schwerer noch als bei der Behandlung Deutschlands fällt es den Schülern, sich den entsprechenden Merkstoff (selbst wenn man ihn aufs knappste bemißt) einzuprägen und für die Dauer im Gedächtnis zu behalten. Denn es ist nun einmal so, daß man etwas Gelerntes schneller wieder vergißt, als man es sich vorher eingeprägt hat. Nur die häufige, unaufdringliche Wiederholung des wichtigsten Merkstoffes ist immer wieder das beste Mittel, ihn so fest als möglich dem kindlichen Gedächtnis einzuverleiben. Wenn die Eltern ihrem Kinde eins der nachstehend beschriebenen Spiele in die Hand geben, bieten sie ihm die Gelegenheit zu „spielender" Wiederholung des Gelernten.

Das zuerst abgebildete europäische Länderspiel, das insofern geopolitisch aufschlußreich ist, als es die zentrale Lage Deutschlands in Europa mit all ihren Vor- und Nachteilen verdeutlicht, kann von einem Kinde als Geduldsspiel und von mehreren Kindern als Wettspiel gepflegt werden. Nötig sind so viele Kartenblätter von Europa, wie Kinder als Mitspieler in Frage kommen. Am besten eignen sich die Pausblätter von Harms und Börner hierfür. Sie sind im Verlag List und v. Bressensdorf, Leipzig, erschienen und kosten 5 Pfg. das Stück. Wie die Abbildung 1 zeigt, muß zunächst Deutschland mit Skribtol schwarz ausgemalt

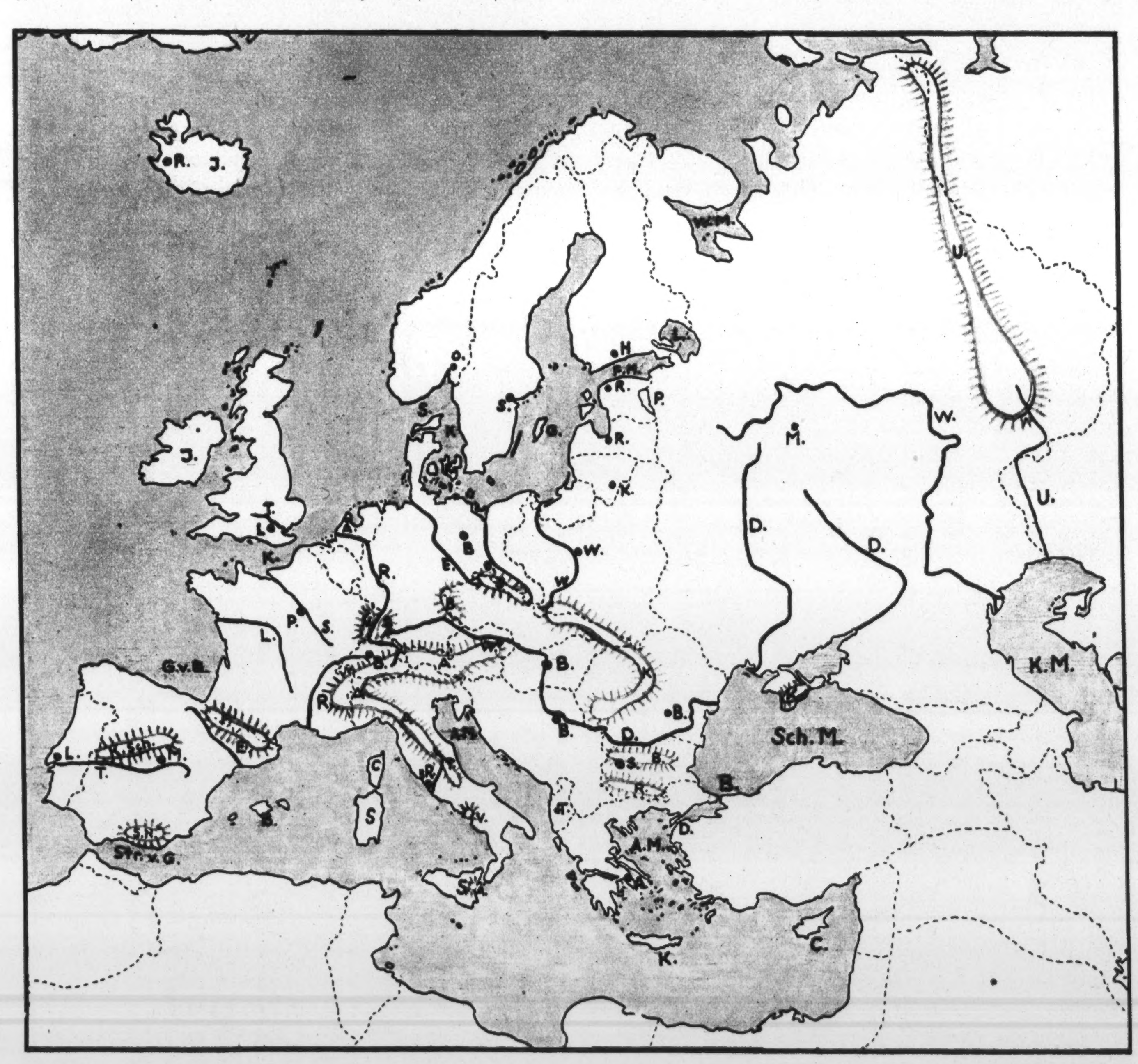


und die unmittelbar an unser Vaterland grenzenden Staaten müssen mit Blei- oder Buntstift schraffiert werden. Dann klebe man die Kartenblätter auf dicke Pappe und zerschneide oder zersäge (Laubsäge) die Pappen entlang den Grenzlinien so, daß man jedes europäische Land einzeln erhält (eine feine Bastelarbeit für geschickte Kinder!). Die Meere bleiben als „Gerippe" stehen. Nun kann das Gedulds- oder Wettspiel beginnen. Im letzteren Falle müssen die Teilstücke jeder einzelnen Karte auf einem Haufen für sich liegen. Jedes Kind muß nun danach trachten, die „Länderstücke" so zusammenzufügen, daß die lückenlose Karte von Europa wiederersteht. Wer damit zuerst fertig wird, ist Sieger. Das Spiel kann in verschiedenen Schwierigkeitsstufen durchgeführt werden.

1. Auf sämtliche „Länderstücke" werden zuvor die Ländernamen mit Bleistift geschrieben. Die Mitspieler dürfen nach einer Vorlage zusammensetzen. Mit Deutschland wird begonnen. Die Kinder wissen, daß nun zunächst die schraffierten Pappstücke hinzugefügt werden müssen; denn sie stellen die Nachbarstaaten Deutschlands dar.
2. Eine Vorlage darf nicht benutzt werden.
3. Die Länder tragen keine Namen.
4. Es muß mit einem europäischen Randstaat begonnen werden.

Nebenbei seien die Eltern noch darauf hingewiesen, daß es eine nützliche und gern geübte Stillbeschäftigung für die Kinder ist, einmal die Karte von Europa in der abgebildeten Form auf weißem Papier durchzupausen, farbig auszumalen und nach der Europakarte im Schulatlas richtig zu beschriften.

Ebenso nützlich, aber noch viel abwechslungsreicher ist das europäische Fähnchenspiel. Wieder benötigt man für jeden Mitspieler eine Umrißkarte von Europa. Am besten eignet sich diesmal Schillings Umrißkarte aus dem Verlag



Zeißig und Co., Leipzig. Ferner braucht man wieder Fähnchen aus Buntpapier:

rote für die Hauptstädte (und sonstigen Orte),
braune für die Gebirge (und Berge),
blaue für die Flüsse und Binnenseen,
grüne für die Inseln (und Halbinseln) und
gelbe für die Meeresteile und Meeresstraßen.

Zur Erleichterung und Kontrolle werden die Anfangsbuchstaben dieser erdkundlichen Objekte, sofern sie gemerkt zu werden verdienen, an entsprechender Stelle in den Farben der Fähnchen auf den Umrißkarten vermerkt (Abb. 2). Die Karten werden auf Pappe aufgezogen. Die Fähnchen werden beiderseitig knapp beschriftet.

Beispiele:

Vorderseite:	Rückseite:
Kopenhagen	Hauptstadt von Dänemark
Pyrenäen	Grenzgebirge zwischen Frankreich u. Spanien
Der Kanal	Meeresstraßen zwischen Frankreich u. England
Sizilien	Insel im Mittelmeer zu Italien gehörig
Rhonequelle	in den Alpen
Rhonemündung	an der Mittelmeerküste

Für jede Karte sind die Fähnchen vollzählig vorhanden. Sie werden gemischt, und das Spiel kann beginnen. Spielmöglichkeiten:

1. Reihum werden die Fähnchen einzeln aufgenommen und Vorder- und Rückseite verlesen. Wer das betreffende geographische Objekt zuerst auf seiner Karte gefunden hat, erhält das Fähnchen. Es kommen entweder nur die roten oder nur die braunen usw. Fähnchen zur Verteilung.

2. Es werden alle Fähnchen in bunter Folge verteilt.

3. Nur die Vorderseite wird verlesen. Wer das Fähnchen erhalten will, muß nicht nur den Gegenstand auf der Karte zuerst finden, sondern auch das auf der Rückseite verzeichnete richtig angeben

4. Nur die Rückseite wird verlesen, das Kind muß also zugleich den Namen des Gegenstandes angeben.

Sieger ist, wer zuerst eine bestimmte Zahl (15, 20) von Fähnchen auf seine Karte aufstecken konnte. Das Spiel kann man nach Belieben weiter ausbauen.

Wer sich die Mühe des Herstellens ersparen möchte, dem empfehlen wir das ebenso lehrreiche wie unterhaltsame „Geographische Lotto Europa" aus dem Verlag Scholz, Mainz (4,25 RM.). Das Spiel besteht aus 6 Tafeln mit Karten europäischer Staaten, 90 Fähnchen in den verschiedenen Landesfarben (6 × 15), 90 Lottoplättchen, 15 für jede Karte, mit Namen erdkundlicher Objekte und 30 Plättchen mit erdkundlichen Fragen. Den numerierten Plättchen (mit Erdkundennamen) entsprechen Nummern auf den 6 Landkarten. Das gut ausgedachte und schön ausgestattete Lernspiel kann auf die unterschiedlichste Weise (leichter oder schwieriger) durchgeführt werden.

1. Eine leichte Spielform: Beim Verlesen des zu suchenden Gegenstandes wird die Karte, auf der er zu finden ist, mit angegeben. — Es können auch nur 2, 3 oder 4 Karten ins Spiel gezogen werden. — Wer den Gegenstand auf der Landkarte gefunden hat, darf an der betreffenden Stelle (auf der rot umränderten Ziffer) ein Fähnchen in der betreffenden Landesfarbe aufstecken.

2. Schwierige Form: Die Landkarte wird bei Nennung des Gegenstandes nicht mit angegeben. Sonst wie oben.

3. Besonders lustige Form: Die Frageplättchen werden mit untermischt. Wenn ein solches Plättchen gezogen wird, muß der Spieler, der zuletzt ein Fähnchen erhalten hat, die darauf verzeichnete Frage richtig beantworten. Kann er dies nicht, so muß er das zuletzt aufgesteckte Fähnchen wieder hergeben.

Sieger ist in allen Fällen, wer die meisten Fähnchen erobert hat. — Zwei Fragebeispiele aus diesem Lotto:

Welche große Mittelmeerinsel gehört zu Griechenland?

Schlichter, dafür allerdings auch billiger, ist das Europa-Lotto, das die Eltern ohne Mühe aus den „erdkundlichen Uebungskärtchen" (Reihe Europa) des Verlages Beltz, Langensalza, herstellen können. Die Reihe besteht aus 15 Streifen mit je 5 Kärtchen. Wenn man sich nun zwei Reihen beschafft, so kann man je 3 Streifen der einen Reihe auf Pappe aufziehen und erhält so 5 Lottokarten. Die Streifen der zweiten Reihe zerschneidet man zu einzelnen Lottoplättchen. Jedes Plättchen enthält auf der Vorderseite einen erdkundlichen Namen und auf der Rückseite die Erklärung dazu. Vgl. Beispiele! Ueber die Weise unterrichte man sich aus der Folge 4 („Heimatlotto").

Po = der Hauptfluß Oberitaliens.

Siebenbürgen = Gebiet in Rumänien, in dem fast nur Deutsche wohnen (Hermannsstadt).

Gesunde Schulkinder

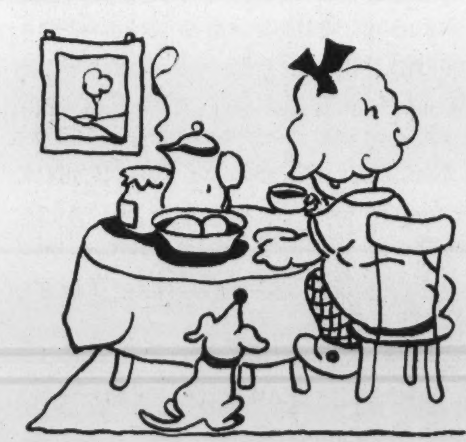
Ueber Pflege und Ernährung des Schulkindes

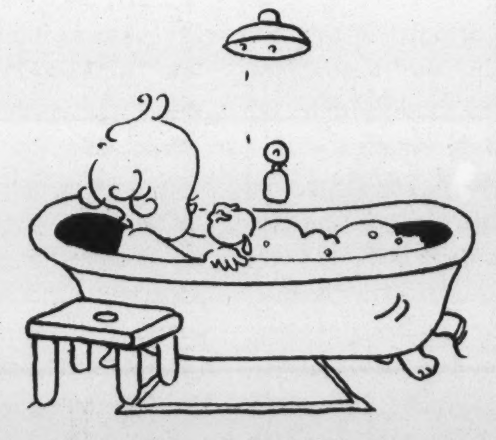
Zeichnungen E. Pahlitzsch

Die Hauptbedingung für einen erfolgreichen Schulbesuch eines jeden Kindes ist seine gute körperliche und geistige Veranlagung. Der unvermeidliche Lern- und Sitzzwang, die stark verminderte Bewegungsfreiheit, der lange Aufenthalt in nicht immer guter Schulluft und die größere Gefahr der Infektionskrankheiten stellen beträchtliche Anforderungen an Geist und Körper des Kindes. Diesen gegenüber ist selbst das kräftige, gesunde Kind nur dann gefestigt, und es kann Schaden verhütet werden, wenn von Seiten des Elternhauses für eine **richtige Körperpflege** und **Ernährung** auch während der Schulzeit Sorge getragen wird. Die Verantwortung der Eltern für ihr Kind wird mit dem Schulbesuch nicht geringer, im Gegenteil — nur da, wo die Eltern die Arbeit der Schule an der geistigen und körperlichen Vervollkommnung des Kindes ergänzen, kann es zu einer harmonischen Ausbildung des kindlichen Organismus kommen, die so unendlich wertvoll ist für seine ganze spätere Entwickelung.

Der Tageslauf des Schulkindes sei regelmäßig. Morgens muß das Kind zeitig aufstehen. Die Mutter tut ihm keinen Gefallen, wenn sie es bis zum letzten Augenblick schlafen läßt, denn sonst kommt es abgehetzt zur Schule. Ein gesundes Kind, das am Abend rechtzeitig zu Bett gegangen ist, wird meist von selbst wach werden und so der Quälerei des Gewecktwerdens entgehen. Daher kann die Unsitte des späten, unregelmäßigen Zubettgehens bei Schulkindern nicht scharf genug gerügt werden. Genügend Zeit zum ersten Frühstück muß unbedingt da sein. Nie darf ein Kind mit leerem Magen zur Schule.







Kommt es aus der Schule, so ist, einem Bedürfnis entsprechend, für Ruhe oder Bewegung im Freien zu sorgen. Kommt es kurz vorm Mittagessen erst heim, so muß es nach der Mahlzeit sich erst völlig ausruhen, am besten liegend, aber weder mit Kleidern, noch mit Schuhen. Eine kurze Mittagsruhe übt einen wohltuenden Einfluß auf den ganzen Körper aus. Hernach soll es dann, besonders im Winter, noch ein Weilchen ins Freie; doch darf es nicht zu müde werden für die Schularbeiten.



Diese soll jedes Kind möglichst allein machen, in einem ruhigen Zimmer, ohne jede Ablenkung, und sie dann der Mutter zeigen.

Sind dieselben beendet, dann gehöre das Kind sich selbst, seinen Neigungen und Interessen. Unbedingt nötig ist aber ausreichender Aufenthalt und Bewegung in frischer Luft. Dem Schulkinde muß täglich mindestens eine Stunde Zeit zur tüchtigen Ausarbeitung seines Körpers erübrigt werden. Tägliche ausgiebige Muskelarbeit ist die Voraussetzung kräftiger Entwickelung. Gute Wachstumsresultate werden nur bei solchen Kindern erzielt, die bei vernünftiger Kost täglich turnen und Sport treiben. Damit verbunden sei richtige **Körperpflege** und sinngemäße **Abhärtung**. Täglich Waschungen, abends Zähne bürsten, Haare bürsten, ein- bis zweimal wöchentlich ein warmes Bad. Vor jeder Mahlzeit, nach der Schule, Spiel und Sport die Hände waschen. Im Sommer viel Luft- und Sonnenbäder mit Duschen und Abreibungen, im Winter kurze Luftbäder im gut gelüfteten, wieder erwärmten Zimmer. Eine wichtige Ergänzung hierzu bilden Kräftigung von Herz und Lunge und die Uebung der Sinnesorgane. Die Eltern sollten es sich angelegen sein lassen, bei Spaziergängen usw. den Gesichts- und Gehörsinn der Kinder zu schärfen, um sie zu genauem Beobachten und Erfassen ihrer Umgebung zu erziehen. Welche Freude erweckt in ihnen solch

gemeinsames Abschätzen, solch Lauschen auf die Stimmen der Natur.

Die Mutter achte weiter stets auf eine gute *Haltung* ihres Kindes. Die Verhütung der für die Gesundheit so bedeutsamen Haltungsschäden ist eine ernste gemeinsame Pflicht der Schule und des Elternhauses. Es ist zwecklos, das Kind nur immer zu ermahnen: „Halte dich gerade!", wenn man nicht mit dem gleichen Eifer dafür sorgt, daß die Rückenmuskulatur kräftig genug ist, um die gewünschte Haltung zu ermöglichen. Deshalb muß eben der kindliche Körper von klein auf genügend gekräftigt werden. Besonders bei den Schularbeiten ist auf richtige Haltung und Beleuchtung zu sehen. Hat das Kind länger mit ihnen zu tun, so sind zwischendurch einige Frei- und Atemübungen angebracht. Viel zu wenig bekannt und beachtet aber sind die Gefahren, die dem Kind durch falsche Lagerung im Bett drohen. Es soll auf harter, flacher Matratze liegen mit nur einem flachen Kissen. Rückenlage ist der Seitenlage vorzuziehen. Bei stets gleicher Seitenlage und zu hoher Kopflage kann es genau so zu Verkrümmungen kommen wie bei schlechter Schreibsitzhaltung.



Die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Schulkindes hängt auch in großem Maße von der Art der Bekleidung ab. Man kleide Kinder so einfach wie möglich, wähle luftdurchlässige, elastische, aber doch dauerhafte wasch- und farbechte Stoffe, vermeide alles Schnürende und Beengende, sowie überflüssige nur dem Putz dienende Ausschmückung. Die Grenze zwischen zu leichter und zu warmer Kleidung wird eine verständige Mutter stets selbst finden. Sie richtet sich nach der Witterung, der Veranlagung und körperlichen Verfassung des Kindes, nicht aber nach ehrgeizigen Eigenwünschen oder Modetorheiten. Die Schuhe seien der natürlichen Form des Fußes angepaßt; sie müssen den Zehen genügend Bewegung gestatten, ohne zu groß zu sein. Der Absatz sei breit und niedrig. Im Sommer sollten Kinder so oft wie möglich barfuß gehen.

Ebenso wichtig wie die richtige Körperpflege ist die *richtige Ernährung* des Schulkindes. Leider gibt es immer noch viele Eltern, die der Meinung sind, es genüge, die Kinder zu sättigen, es sei aber gleichgültig, womit. Das ist durchaus nicht der Fall. Genau wie beim Säugling und Kleinkind, ist beim Schulkind auf eine richtige Zusammensetzung der Kost großer Wert zu legen.

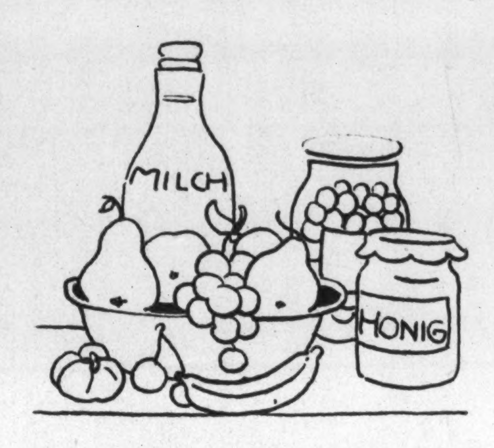
Morgens gibt es am besten Milch (auch mit Malzkaffee gemischt) und Vollkornbrot mit Butter, Honig oder Marmelade. (Keine Wurst, Käse oder Eier, auch keinen Kuchen). Statt Milch ist auch ein Teller Milchsuppe empfehlenswert.



Zum *zweiten Frühstück* bekommt das Kind wieder Vollkornbrot mit Butter und möglichst frisches Obst mit zur Schule, am besten einen Apfel.

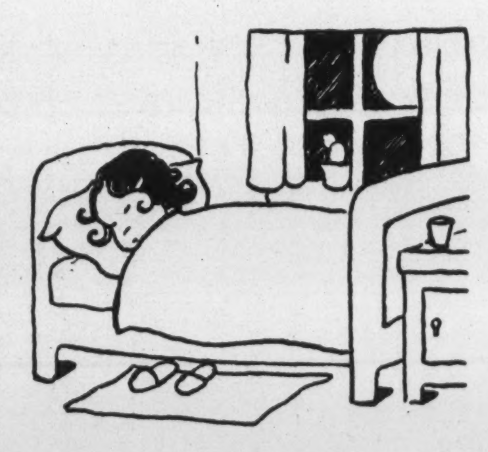
Das *Mittagessen* kann sich im allgemeinen nach dem der Erwachsenen richten, sofern die Eltern eine vernünftige, gemischte Kost führen, allerdings stets unter bestimmten Voraussetzungen. Rohes Obst oder frisches Gemüse sollten bei keiner Mahlzeit fehlen und diese tunlichst damit beginnen. Fleisch erhalten Kinder in kleinen Mengen, höchstens dreimal in der Woche, am besten kurz gebraten. Ueberhaupt verwende die Mutter alle Nahrunsmittel in möglichst vollwertiger Form: sie sorge für eine vitamin- und nährsalzreiche Kost, hüte sich aber vor Ueberfütterung. Längeres Warmhalten und Aufwärmen der Speisen vermindert deren Wert oft beträchtlich. Auch sollten Schulkinder nichts zwischen den Mahlzeiten bekommen, vor allen Dingen keine Süßigkeiten.

Nachmittags genügt ein kurzer Imbiß, am besten wieder frisches Obst, aber auch Malzkaffee mit einem Stück Butter-, Honig- oder Marmeladenbrot. Doch kann diese Zwischenmahlzeit ruhig wegbleiben, wenn die Kinder, wie es sein soll, rechtzeitig *Abendbrot* bekommen, mindestens eine Stunde vor dem Zubettgehen. Dazu gibt man Schulkindern Butterbrot, leicht belegt mit Blut- oder Leberwurst. Käse, Quark, Tomaten, Radieschen, Schnittlauch usw. Dazwischen einmal ein weiches Ei oder Kartoffeln in irgend welcher Form mit grünem Salat, Pudding, Pfannkuchen, Kartoffelpuffer oder eine leichte Mehlspeise mit Obst. In diesem Falle lieber gekochtes Obst.



Die *letzte Stunde des Tages* sollte dann noch möglichst in Ruhe verbracht werden. Keine Schularbeiten bis zum Schluß, kein Toben, kein Lesen oder Erzählen von spannenden oder grausigen Geschichten. Ein gemütliches Zusammensein im Familienkreise, im Sommer ein kleiner Spaziergang, dann schnell die Abendtoilette und ohne viel Aufhebens ins Bett. An die Eltern ergeht nun die Mahnung, für pünktliches Zubettgehen und ruhigen, ungestörten Schlaf der Kinder zu sorgen, denn Schlafverkürzung und falsche Ernährung sind die schlimmsten Jugendverderber.

Die Eltern, die sich in dieser Weise um die körperliche und geistige Pflege ihrer Schulkinder kümmern, werden für ihre Mühen dadurch belohnt, daß die Kinder alle Fährlichkeiten des Schullebens unbeschadet überstehen.



Lisbeth Schmidt-Seeck.

Bei unser …
ihr…

Von Albrecht Schäfer

Aufnahmen: Dr. Weskamp (6) Presse-Photo (3)

Seltsam — oder vielleicht g rlich
wie die nebenstehenden sehen, we an
erinnert. Oder — besser gesagt as,
n i c h t erlebten.

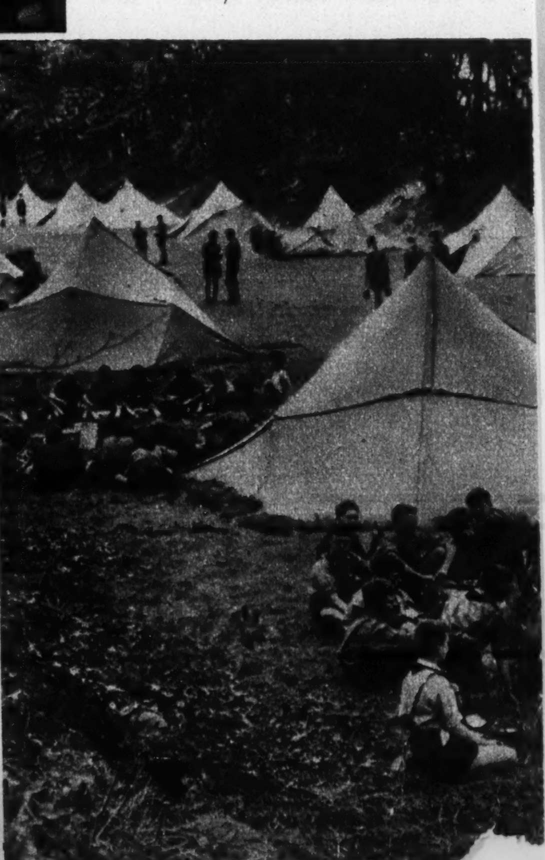
Denn kaum woanders tritt neue
den vergangenen Jahrzehnten u et,
Augen, wie in der Frage der Fr altu
vor dreißig Jahren eine Mutt ihre
elterliche Aufsicht auf die Fahrt hä
dreißig Jahren eine Jugend, di so
denn, die eine solche ohne die e
gewagt hätte!

Jugend durch Jugend gefi vo
Problem, oft besorgt — ehrlich —
erprobte Selbstverständlichkeit, sic
gewöhnt hat, sondern der es a ützt
zustimmt.

Und so ziehen die Pimpfe der di
begleitet von dem Segen von V
prallen Rucksack, hinaus ins we , u
schön und für sie passend ist, ihre fz
und — die Gemeinschaft zu erle

Pimpfe, die eben flügge ger ind
gangs sind es, die das erste M ros
Mal für längere Zeit die elterli n
das weiche Bett mit dem Str v





...n Jungen
...ferienlager

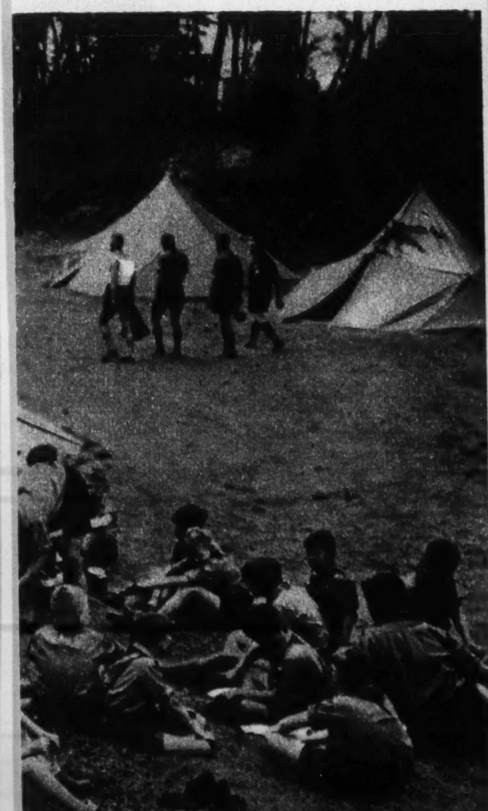
...t g...rlich: Immer, wenn wir Bilder
... we... an unser eigenes Jugenderleben
...agt ...as, was wir in unserer Jugend

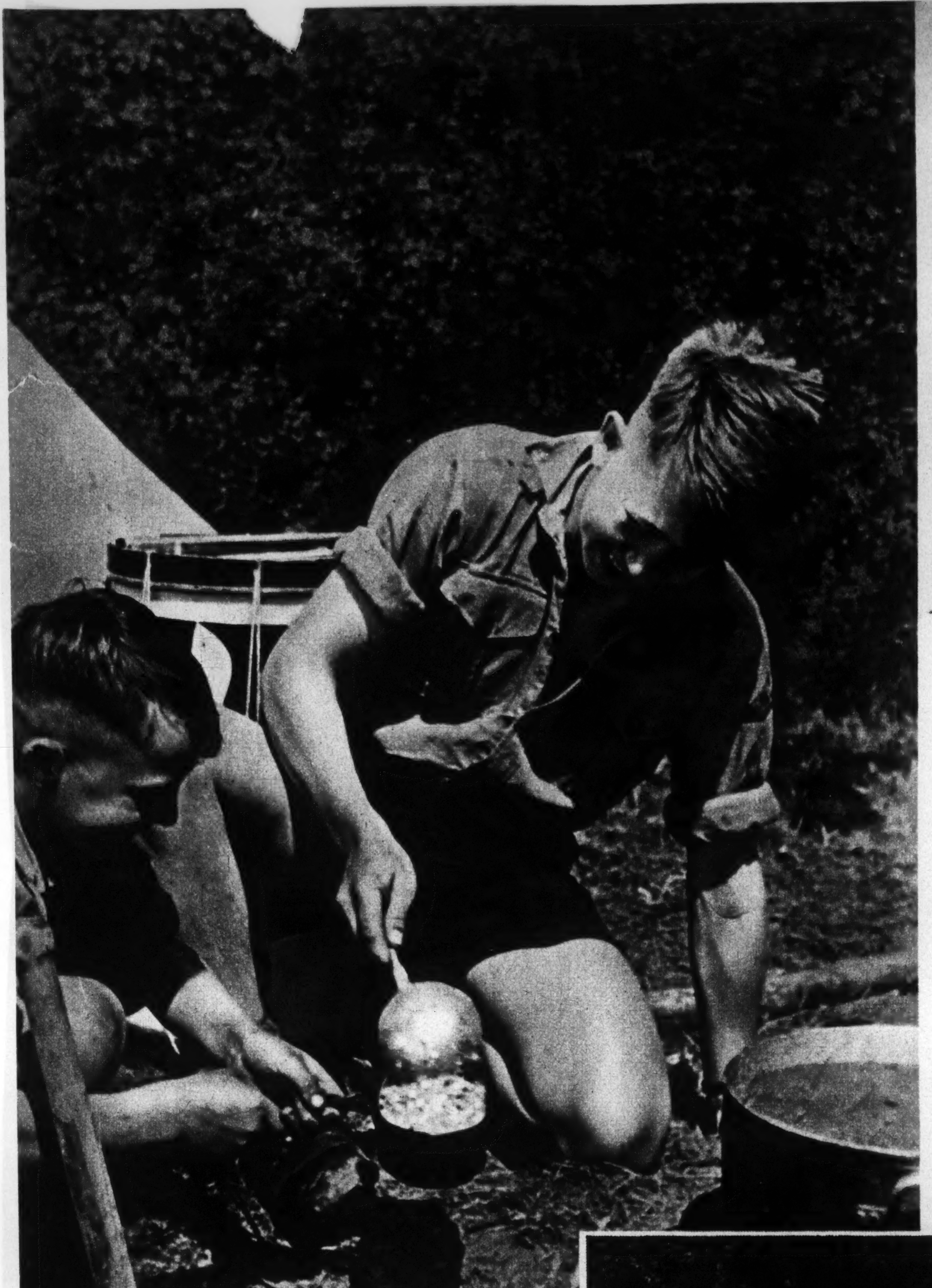
...itt ...neue Zeit mit dem, was sie von
...n u...et, so zum Greifen deutlich vor
... Fr...altung der Jugend. Wo gab es
...utt... ihren 10- oder 12jährigen ohne
...ahrt... hätte! Und — wo gab es vor
..., di... solche Fahrt dachte, geschweige
...ie ...e Aufsicht eines „Erwachsenen"

...gef... vor wenigen Jahren noch ein
...rlich... — bekrittelt, heute bereits eine
...eit, ... sich das Elternhaus nicht nur
...s a...ützt auf Erfahrungen, unbesorgt

... der... die Schule ihre Pforten schließt,
...n V... Mutter und bepackt mit einem
... we..., um an irgend einem Platz, der
...ihre...ufzuschlagen, und dort die Fremde
...erle...

... ger...ind, Pimpfe des jüngsten Jahr-
... M...roße Fahrt gingen und das erste
...terli...nung mit dem leinenen Zelt und
... Str... vertauschten.





Ein erfahrener Hitlerjunge ist ihr Führer, dem das Wunder gelingt, auch aus den Jungen, die zu Hause jeder Erziehungskunst, die auf Ordnung, Sauberkeit und Selbsthilfe abzielt, spotten, in wenigen Tagen zünftige Lagergefährten zu machen. Die ihr Zelt nach allen Regeln der Kunst aufstellen, die die Zeltstadt in Ordnung halten, und die alles, was die Unterkunft wohnlich und das Zusammenleben mit den Kameraden erträglich und angenehm gestaltet, mit selbstverständlicher Treue nach dem Geheiß des Lagerführers tun.

Erste Versuche der Kochkunst. Zwar blieben die Erbsen hart und angebrannt waren sie obendrein; aber dem verwöhntesten Mäkler, der daheim sich erst nach langem Zureden geneigt zeigte, von den Leckerbissen mütterlicher Kochkunst zu nehmen, schmeckten sie wie das Lieblingsgericht am Geburtstage! —

Nach einem strengen Tagesplan vollzieht sich das Leben im Lager. Früh heißt's aufstehen, Waldlauf, waschen am Bach oder am See, Flaggenhissung, Frühstück und Frühdienst füllen die ersten Tagesstunden aus. Das Mittagessen und die nachfolgende Ruhepause sind ehrlich verdiente Hochgenüsse. Sport und Spiel am Nachmittag, Putz- und Flickstunde und Appelle sind der Inhalt des zweiten Tagesabschnittes, und am Abend herrschen Scherz

Essenfassen ist immer ein angenehmer Dienst



und Frohsinn. Das gesamte Tagesgeschehen aber wird begleitet und unterstrichen von lustigem Gesang.

Jungenhafte Fröhlichkeit paaren sich im Zeltlager mit zielgerichteter Pflichtauffassung, die keine Wehleidigkeit kennt und die den Wert der Lagerkameraden nach seiner Härte und seiner Einsatzbereitschaft für die Allgemeinheit beurteilt. Darum ist das Zeltlager kein Tummelplatz verzärtelter Muttersöhnchen; die gibt es dort einfach nicht, wenigstens nicht mehr nach den ersten paar Tagen. Die Gemeinschaft erzog sie; in den allermeisten Fällen mit viel weniger äußerem Zwang und „fühlbaren" Maßnahmen, als manch besorgtes Elternhaus es gemeinhin annehmen möchte.

Das schließt nicht aus, daß die wirklich Schwachen von den Größeren mit oft geradezu mütterlicher Zärtlichkeit umhütet und umsorgt werden, vorausgesetzt, daß sie das von zu Hause mitbringen, worauf sich das wahre Gemeinschaftsleben einzig und allein aufbaut, nämlich eine anständige Gesinnung, die als Kameradschaftlichkeit in die Erscheinung tritt. —



Im Spiel zeigt es sich, wer ein Herz, also Mut besitzt

Jungen im Zeltlager! Jugend, die die Gemeinschaft erlebt und die schon frühzeitig ihr Leben selber gestalten lernt! Glückliche Jugend!

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

Inhaltsangabe des bisher erschienenen Teiles:

Edith Volkhagen, die Frau des Tierarztes in Kawitz, erfährt von dem Befund der Aerzte, daß sie keine eigenen Kinder haben kann. Mit diesem Urteil kann sie sich nicht abfinden, darum bestürmt sie ihren Mann, ein elternloses Kind als eigenes anzunehmen. Diesem Wunsche kommt ihr Mann auch nach. Er fährt bereits am nächsten Morgen mit ihr in ein Waisenhaus, wo Edith Volkhagen ihr Herz sogleich an einen kleinen Jungen verliert. Der Tierarzt stimmt der Wahl seiner Frau zu, muß dann aber nachträglich von dem Anstaltsleiter erfahren, daß man über die Herkunft dieses Jungen nichts genaues weiß. Es kann sein, daß der uneheliche Vater des Kindes ein Mordbrenner war, es kann aber auch sein, daß es eines Bauern Kind ist. So kommt der kleine Gerd ins Haus des Tierarztes. Die Stiefmutter weiß nichts von dem Verdacht; wegen ihres Herzleidens hält ihr Mann alles von ihr ab, was sie beunruhigen kann. Umso schärfer aber beobachtet er den heranwachsenden Jungen. Das richtet eine Kluft zwischen beiden auf, die ein Zueinanderkommen schier unmöglich macht. Zwar versuchen die Mutter, das alte Faktotum Daniel und eine kleine Freundin Ulrike manches auszugleichen. Sie vermögen aber nicht den Sinn des Vaters zu ändern. Mit zehn Jahren kommt Gerd auf die höhere Schule in Schwerin. Sein Vater hat den Lehrern aufgetragen, hart zuzufassen, wenn Gerd nicht parieren würde. Das verleidet dem Jungen die Schule. So kommt es denn, daß Gerd vor Abschluß die Schule verlassen will. Es kommt zu einer Aussprache mit seinem Vater. Und in dieser kommen sich beide endlich einmal menschlich näher. Das macht alle sehr froh, daß Gerd wieder Hoffnung faßt. Dies geschieht im Jahre 1918, dem Jahr des großen Elends unseres Vaterlandes. Auch die Klasse Gerds muß aufs Land, um die Ernte einzubringen. Ein dummer Zwischenfall will es, daß Gerd sich mit seinem Klassenlehrer überwirft. Die Folge davon ist, daß er von der Schule verwiesen wird. Nun wird er Banklehrling. Anfangs geht er ganz in seinem Beruf auf, aber schon nach einigen Monaten muß er feststellen, daß dieser Beruf ihn nie ganz ausfüllen wird. Zu dem aber will es der Zufall, daß er in Schwerin in die Hände eines etwas lockeren Mädchens gerät. Sein Freund Johannes Stahmer verliert den Einfluß auf ihn. Und so kommt es zur Katastrophe.

(7. Fortsetzung.)

Als er am nächsten Morgen nach einigen Stunden bleiernen Schlafes zur Bank schlenderte, überkam ihn ein furchtbares Gefühl von Nüchternheit, das ihn elend machte. Nun wußte er, daß Johannes Stahmer recht behalten hatte. Nein, das war nicht die Liesel, die er so liebte.

*

Schon seit langem war Bankier Wildow auf das veränderte Benehmen Gerds aufmerksam gemacht worden. Vergebens hatte er geforscht, welche Ursachen die Schaffensfreude des bislang immer strebsamen jungen Mannes so gestört haben mochten. Als er aber erfuhr, daß Gerd schon seit einigen Wochen zu den Stammgästen des „Capitol“ gehörte, wurde er völlig mißtrauisch, zumal ihm bekannt war, daß dieses Haus Treffpunkt der Lebewelt war. Er wußte, daß Gerd von seinem Vater kein Taschengeld in der Höhe bekam, das ihm solche Extravaganzen erlaubte.

Bankier Wildow wollte Gewißheit haben, ob sein Mißtrauen gegen Gerd Grund hatte. Darum prüfte er an diesem Abend in Gegenwart des Prokuristen Gerds Kassen. Er stellte fest, daß Gerd sein Vertrauen in grober Weise mißbraucht hatte. Es fehlten 84 Mark. Beide Männer sahen sich eine Weile betroffen an. Wohl versuchte der alte Prokurist den Bankier zu überreden, Gerd nicht sofort zu entlassen, sondern ihn erst einmal zu hören. Vielleicht sei Gerd das Opfer schlechter Freunde, die seine Jugend und Unerfahrenheit ausgenützt hätten. Aber der einstige Offizier lehnte alle Vorschläge ab und wollte lediglich die Gelegenheit zu einer Erklärung geben. Bei der sofortigen Entlassung müsse es aber bleiben. Von einer Anzeige bei der Kriminalpolizei wolle er natürlich mit Rücksicht auf seine langjährige Bekanntschaft mit dem Tierarzt Abstand nehmen.

„Der junge Mann hat sich nach dem Vorgefallenen eben für einen Beruf zu entscheiden, der für ihn und seine Veranlagungen geeigneter und weniger gefährlich ist“, schnitt der Bankier alle weiteren Vorstellungen des Prokuristen ab.

Der alte Mann wiegte bedauernd den Kopf. Er hatte Gerd doch trotz allem gern gemocht, und darum war es ihm schmerzlich, ihn auf solche Weise verlieren zu müssen.

*

Es war bereits zehn Minuten nach acht, als Gerd ins Bankhaus kam. Der Bankbote kratzte sich hinter den Ohren.

„Det is heute so bewölkt, ick globe, det jibt noch'n dollet Jewitter. Det kann aber och sind, det ich mir irre. Aber so leicht irre ick mir nich, wissen Se, Herr Volkhagen. Finden Se nich, det wir heute dicke Luft haben?“ berlinerte er höhnisch.

Gerd machte eine unwillige Handbewegung und wollte sich gerade auf seinen Platz begeben, da wurde er schon ins Privatkontor des Bankiers gerufen.

„Nu jehn Se bloß gleich, verrate ick Ihnen“, drängte der Bote. „Der Olle hat schon zweemal nach Ihnen jeklingelt. Ick habe aber jesagt, det Se jleich da wär'n.“

Jedesmal in den letzten Wochen, wenn sein Name genannt wurde, zuckte Gerd zusammen, und ihm war es, als flute eine heiße Welle durch seinen Körper. Er wußte, daß seine Verfehlungen jede Stunde aufgedeckt werden konnten. Als er nun gerufen wurde, war ihm, als griffe eine harte Hand nach seiner Kehle. Der Hohn des Bankboten sagte ihm genug.

Umständlich legte er sein Schreibzeug zusammen und ging langsam, fast schwerfällig. Vor der Tür des Privatzimmers blieb er einen Augenblick stehen, dann klopfte er entschlossen an. Der Prokurist öffnete ihm und winkte ihm, näher zu treten.

Vor seinem großen Schreibtisch saß der gestrenge Chef. Heute schien er ihm unerbittlich.

„Hören Sie einmal, Volkhagen“, begann er mit harter Stimme — Gerd war es, als klänge sie wie aus weiter Ferne. — „Ich wünsche jetzt von Ihnen zu hören, wer Ihnen die Extravaganzen, die Sie sich in letzter Zeit zugelegt haben, finanziell ermöglicht.“

„Extravaganzen?“ fragte Gerd, als verstehe er nicht recht.

Der Bankier achtete auf den Einwurf nicht, sondern fuhr fort: „Es ist mir bekannt geworden, daß Sie abends in zweifelhafter Damenbekanntschaft das Capitol-Kaffee besuchen. Stimmt das?“

Gerd erbleichte. Nach kurzem Besinnen erwiderte er stockend: „Herr Wildow, ich versichere Ihnen, es handelt sich keineswegs um eine — eine Dame zweifelhaften Rufes, sondern . . . sondern . . . um eine . . . Dame!“

„So?“ lächelte der Bankier ironisch. „Also um . . . eine ‚Dame‘ handelt es sich. Nun gut. Es geht mich dies auch nichts an. Wer aber ermöglicht Ihnen die Besuche dieses . . . na, sagen wir mal, dieses kostspieligen Hauses?“

Gerd schloß die Augen. Nun war ihm bewußt, daß eine geheime Revision der Kassen seine Schuld zu Tage gebracht hatte.

„Auch diese Dame?“ hörte er die Stimme des Bankiers.

Leise drängte ihn der Prokurist: „Nun sprechen Sie doch, Menschenskind, damit Sie einen milden Richter finden!“

„Herr Boldt, bitte beeinflussen Sie den jungen Mann nicht. Ich wünsche von ihm selbst zu hören, was vorgefallen ist. Also keine Ermahnungen! Ermahnt haben wir oft genug.“

Gerd biß die Zähne wie im Krampf aufeinander.

„Möchten Sie sich nicht doch endlich bequemen, meine Fragen zu beant-

worten? Oder muß ich Ihnen erst das Revisionsergebnis vorlegen?"

„Ich . . . ich . . . verzichte darauf. Ich weiß nun, um was es geht, Herr . . . Herr Wildow."

„So!"

Der Bankier trommelte erregt auf der Schreibtischplatte.

„Die Konsequenzen sind Ihnen bekannt, nicht wahr?"

„Ja!" — kam es trotzig über Gerds Lippen.

„Aber Menschenskind", fiel ihm der Prokurist ins Wort, „sprechen Sie doch, um Gottes willen, so sprechen Sie doch, junger Mann!"

„Was soll ich denn sagen? Ich habe das getan und . . . und . . . ich stehe auch dafür ein."

Mehr konnte Gerd nicht sagen. Er hatte etwas anderes herausbringen wollen, aber diese Worte kamen ihm eigenwillig über die Lippen. Sie wirkten, wie zu erwarten. Aus ihnen sprach Starrköpfigkeit.

Der Bankier winkte ab.

„Es genügt mir. Sie sind fristlos entlassen. Gehen Sie jetzt."

Gerd wankte. Der Prokurist führte ihn in sein Kontor. Der alte Bankbeamte schloß die Tür vorsichtig hinter sich ab und ging langsam auf Gerd zu, der auf einem Stuhl in sich zusammengesunken war.

„Aber Menschenskind, wie war das denn bloß möglich! Ich denke, daß sich noch vieles wieder gutmachen läßt. Es sieht jetzt bloß so schlimm aus."

Gerd lächelte, um an sich zu halten, daß ihm die Tränen nicht in die Augen kamen. Der Prokurist schüttelte den grauen Kopf.

„Wieder so'n Weib? Herr Gott, muß denn alles Unglück durch diese Weiber kommen? — Was soll denn das nur geben? Sie können doch so nicht vor Ihre Eltern treten."

Gerd rang ratlos die Hände und sah gequält um sich.

Beim Gedanken an seine Eltern stürzten ihm die zurückgedrängten Tränen aus den Augen. Er stützte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

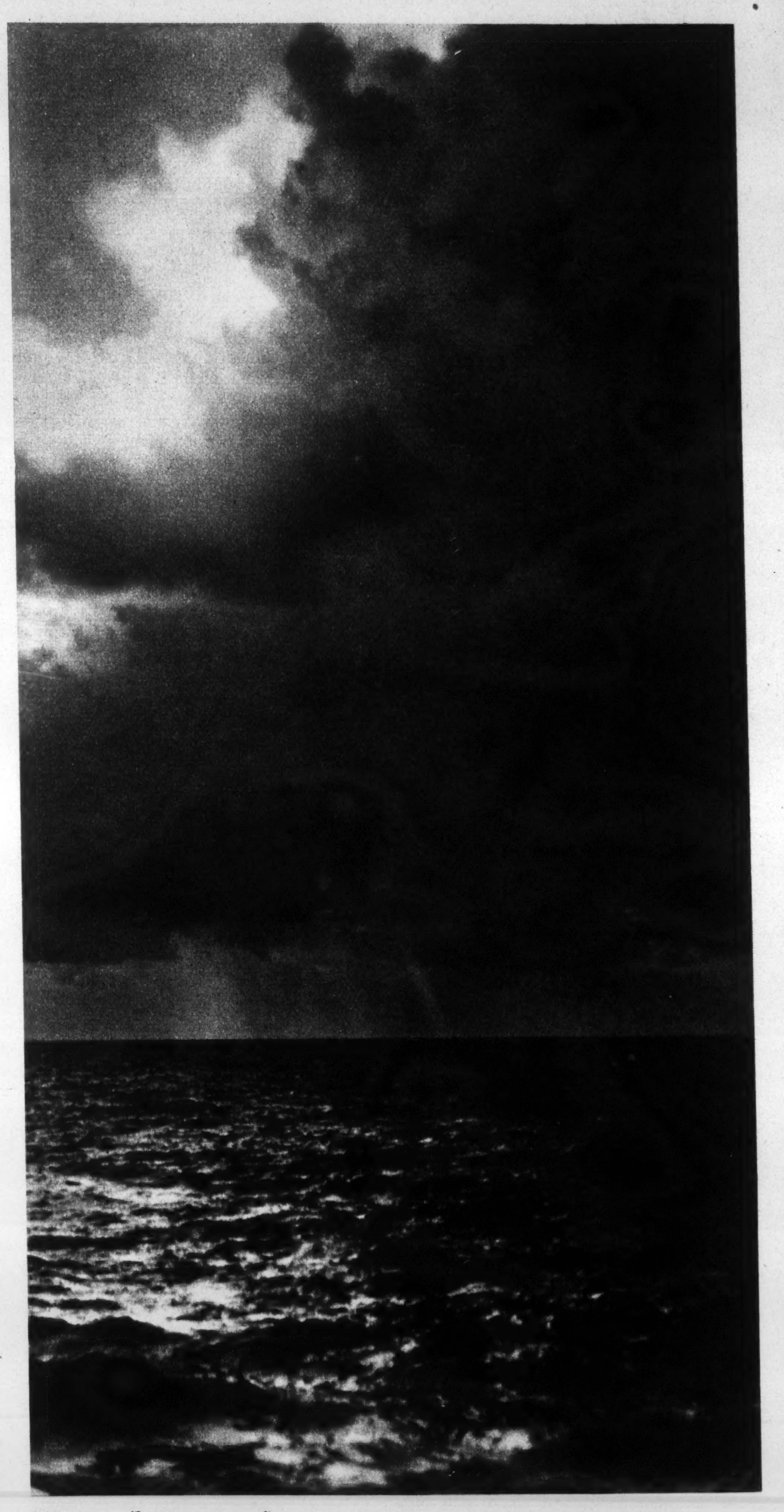
*

Inzwischen hatte der Bankier den Tierarzt telephonisch zu sich gebeten. Gerade wollte Volkhagen mit seinem Kraftwagen über Land fahren, als ihn der dringende Anruf erreichte. Voll trüber Ahnungen fuhr er sofort nach Schwerin.

Gerd saß immer noch dem alten Boldt gegenüber und erzählte ihm stockend, wie er der Versuchung erlegen war.

Die beiden Männer, der Bankier und der Tierarzt, hatten nicht viel miteinander zu besprechen. Der Bankier zuckte die Schultern.

„Es tut mir ja menschlich leid, Herr Kreistierarzt. Aber, Sie verstehen . . .



Wetter kommt auf

Aufnahme: Archiv der „Reichs-Elternwarte"

Ihr Sohn scheint den Fall übrigens sehr eigenartig aufzufassen. Irgendeine Reue habe ich bei ihm nicht bemerkt. Sie stehen vor schweren Aufgaben, fürchte ich."

„Ich werde die Sache von Kawitz aus regulieren." Der Tierarzt verbeugte sich kühl. „Ich habe die Ehre."

„Bitte sehr, Herr Kreistierarzt. Ich versichere Sie meines aufrichtigsten Mitgefühls."

Der Tierarzt antwortete nichts mehr. Er ließ Gerd rufen und wies befehlend mit der Hand hinaus. In seinem Blick lag Verachtung.

Gerd schritt wortlos hinaus und stieg in den Wagen. Ohne miteinander zu sprechen, fuhren sie zurück nach Kawitz.

*

Als Edith ihren Mann mit Gerd aus dem Auto steigen sah, durchfuhr sie ein furchtbarer Schreck. Ihre Hand griff nach dem Herzen. Die Miene ihres Mannes verriet ihr sofort, daß heute etwas eingetreten war, was alle vorsichtige und geduldige Aufbauarbeit wieder zerstört hatte.

Gerd war sehr bleich. Stumm, mit niedergeschlagenen Augen trat er ins Zimmer. Edith eilte auf ihn zu und drückte ihn beschützend an sich.

„Gerd, mein Junge, was ist geschehen?" fragte sie angstvoll. Für einen flüchtigen Augenblick hob er die verweinten Augen, dann neigte er wieder schuldbewußt den Kopf.

„Was ist denn nun passiert?" rief Edith und sah ihn mit großen Augen an. „Sprich doch, Gerd, um alles in der Welt, Junge, so sprich doch und sag . . ."

In diesem Augenblick trat der Tierarzt ins Zimmer. Er warf die Lederhandschuhe auf den Tisch und ballte die Hände.

„Ist gerade genug passiert mit dem Lüderjahn, dem . . . Verbrecher!"

Langsam löste sich Edith von ihrem Jungen und starrte ihren Mann an, der plötzlich alle Rücksicht auf seine kranke Frau vergaß. Sie trat einen Schritt näher an ihn heran.

„Was? . . . Was sagst du, Rudolf? . . Mein Kind nennst du einen . . . einen Verbrecher?"

„Ja, das hörst du ja, so nenne ich ihn und das ist er auch. Aus meinen Augen, du . . . Raus! — Ich werde schon mit dir abrechnen. Viel zu lange war ich wieder säumig und habe alles gehen lassen. Aber das ist nun vorbei, Bürschchen. Jetzt werde ich die Zügel wieder in die Hand nehmen. Hätt' ich sie nur nicht losgelassen, damals, als mich Weibertränen weich machten. Dann wäre diese Schande nicht über mich gekommen . . ."

„Rechne jetzt mit mir ab. Mir ist alles ganz gleich, alles . . ." sagte Gerd gepreßt.

Der Tierarzt kniff die Augen böse zusammen und kam langsam auf ihn zu.

„Du wagst es mir zu widersprechen? Du Dieb? Du . . .!"

Er hob die geballte Hand und wollte Gerd schlagen.

Edith sprang dazwischen.

„Rühr ihn nicht an, du. Rühr ihn nicht an, Rudolf. Ich bitte, ich beschwöre dich, ich . . . ah . . ."

Sie griff mit verkrallten Händen in die Luft und wankte. Gerd fing sie auf.

„Mutter! . . . Mutter!" schrie er auf. „Mutti, höre doch, es ist ja nichts Schlimmes. Hör doch, Mutter . . ."

Wie erstarrt sah der Tierarzt auf seine Frau, in deren Gesicht es krampfhaft zuckte. Dann begriff er, daß ein Herzkrampf eingetreten war. Planlos suchte er nach den Tropfen.

Inzwischen hatte Gerd die Mutter auf den Diwan gebettet. Sie sprach immer noch nichts, es schien, als sei sie nicht bei Bewußtsein, obschon sie beide mit ihren Blicken verfolgte.

Während das Mädchen den Hausarzt heranholte, brachten beide die Kranke zu Bett.

Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, als er Edith untersucht hatte.

„Sie können es sich wohl denken, Herr Kollege, es sieht böse aus. Ich befürchte das Schlimmste."

Der Tierarzt zuckte zusammen.

„Ich dachte es mir", sagte er mit schwerer Stimme. „Wie lange noch, glauben Sie, Herr Doktor?"

Der Arzt zog die Schultern fragend hoch.

„Vielleicht wird sie die Nacht noch überstehen. Aber ich fürchte, das Herz ist schon zu schwach."

Da ließ der Tierarzt den grauen Kopf auf die Brust fallen. Der Mund schloß sich herbe. Er reichte dem Arzt die Hand, die dieser lange festhielt.

Gerd saß am Bettrand der Kranken und forschte mit bangen Augen im Gesicht seiner Mutter.

Der Tierarzt trat zu ihnen und nahm neben ihm Platz. Vergessen war all der Harm, der dieses Unglück beschleunigt hatte. Stumm saßen sie nebeneinander und wußten, daß ihnen beiden der wertvollste Mensch, das große Bindeglied, genommen wurde.

Gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand der Kranken. Sie war immer noch ohne Bewußtsein, die Augen schreckhaft geöffnet, wie in dem Augenblick, als der Tierarzt sich auf Gerd stürzen wollte.

Gerd aber wich nicht vom Lager der Mutter.

Etwa um zehn Uhr kehrte langsam Leben in das erstarrte Gesicht zurück.

„Durst," sprach sie leise.

Beide eilten, um einen Schluck Wasser zu holen. Ihr Mann flößte ihr einige Tropfen ein. Dann war es wieder lange still. Plötzlich bewegte sie die Hand, als suche sie jemand. Sie faßte Gerds Arm.

„Mutti, ich bin's." Sie nickte und streichelte seine Hand sacht.

„Rudolf", hauchte sie schweratmend.

Tierarzt Volkhagen neigte sich über ihr Gesicht.

„Ja, mein Liebling, ich bin bei dir."

Da winkte sie, daß Gerd hinausgehen solle. Mit gesenktem Kopf tat er das, blieb aber zögernd hinter der Tür stehen.

„Sind wir allein?"

„Ja, Edith, ganz allein, nur du und ich."

Er setzte sich neben sie auf den Bettrand und nahm ihre Hände.

„Es ist gut", sagte Edith stockend und schwer. „Rudolf, ich fühl's, es ist das Ende. Wein' nicht, es ist ja kein ewiges Scheiden." Sie atmete erregt. „Ich laß dir den Jungen. Halt ihn, daß er nicht untergeht. Rudolf, halt ihn, bitte, bitte. Es ist mein einziger, mein letzter Wunsch. Versprich mir, ihm immer zur Seite zu bleiben, dem armen Jungen. — Er ist gut, der Bub, so gut wie du, Rudolf. Gib mir deine Hand, daß ihm nichts geschehen wird. — So, so ist's gut, sehr . . . gut."

Er nickte und drückte ihre Hand ganz fest.

„Edith, mein liebes . . . mein Liebling, er soll unser Junge bleiben. Ist er doch das Letzte, was ich von dir behalten soll."

Mit verklärt-schönem Blick sah Edith auf zu ihm.

„Du Guter . . . Lieber . . . wie dankbar bin ich dir, Rudolf . . . Ich habe dich ja immer . . . so sehr geliebt."

Leise trat Gerd wieder herein. Er sah den lieben Blick seiner Mutter und kniete vor dem Bett nieder.

„Gerd", sprach sie und tastete mit der Hand nach seinem Kopf. „Gerd, mein lieber Junge, achte den Vater und hab ihn lieb. Versprich mir, ihm immer ein guter Sohn zu bleiben."

„Mutti, das will ich. Aber bleibe bei uns. Wir können dich nicht lassen . . . nie, niemals lassen!"

„Was Gott tut . . . das ist . . . wohlgetan . . ."

Das waren die letzten Worte, die Edith sprach. Dann schüttelte ein schwerer Krampf ihren schwachen Körper und löste die Seele eines Menschen, der immer nur das Gute gewollt.

*

Zum Begräbnis der verehrten Frau kam auch Ulrike.

Sie war zu einer schönen Jungfrau herangewachsen. Gerd mochte die Augen nicht aufheben zu ihr. Nur wenige Worte wechselten sie miteinander, dann konnte Gerd ihr nicht mehr begegnen, so sehr er sich auch jetzt nach ihr sehnte.

Auch Johannes Stahmer war gekommen. Er zog Gerd an sich und sprach:

„Gerd, Kopf hoch. Den Lebenden gehört diese Welt. Der Toten sind wir sicher, sie enttäuschen nicht mehr, aber der Lebenden sind wir nicht gewiß, sie stellen sich uns noch entgegen."

Und noch einer war da: der alte, treue Daniel.

Er starrte die Erde an, die seine gute Herrin aufnehmen sollte, als könne er all dieses nicht fassen. Seine dicken Finger rieben Träne auf Träne aus den Augen und auf alle Fragen und Zureden der Umstehenden hatte er keine andere Antwort als diese:

„Das werde ich nicht lange überleben, kann ich Ihnen sagen. Der Platz da stand mir zu und nicht unserer guten Frau.'

*

Und als man die treffliche Frau begraben hatte, ward es kalt im stillen Hause am Markt.

Der Tierarzt ging seinen Berufspflichten nach, in sich gekehrt, wortlos. Der bittere Zug um seinen Mund war noch herber geworden.

Gerd aber saß auf dem Platz seiner Mutter und sann.

*

Nach einer Woche begruben sie den alten Daniel, den guten und treuen Diener seines Herrn und den Freund Gerds. Er war still entschlafen. Ohne Murren, ohne viel Worte. Zu Gerd, der die letzte Stunde an seinem Lager saß, sagte er:

„Jungchen, das mit die Franktijörs, das war ja immer bloß Spaß, auch das mit Friedrich Franzens Königliche Hoheit, aber schön angehört hat es sich immer, nicht so? Ja, Jungchen, wir waren eben Kerle, wir Grenadiere, kann ich dir sagen. Kerle, wie so'n Baum."

Und eine große Freude zog in sein Soldatenherz.

Es war um die Dämmerstunde, als sein Geist sich umnachtete. Der Küster zog die Betglocke. Da richtete Daniel sich noch einmal auf, sein Gesicht war verklärt.

„Sie läuten schon, Jungchen. Wenn ich nu bloß man wüßte, wer die Fahne tragen wird. — Das wird wohl dem Pumpenmacher Schröder sein Friedrich tun. Das ist ja ein Kerl wie so'n richtiger Eichbaum. — Jungchen, Jungchen, die große Fahne! Und Stöffer Möller bläst wieder das gelbe Ding, was die Köchin . . . so gern hört."

Er war nicht mehr.

Eine Sektion des Kriegervereins schoß dreimal über seinem Grabe den Ehrensalut. Er hatte ihn verdient, der brave Krieger und Held von Dijon. Und wieder weinte Gerd. Bittere Tränen um einen Menschen, der ihm viel gewesen.

*

Nachdem man auch den alten Daniel zu Grabe getragen hatte, setzte sich der Tierarzt zu seinem Jungen.

„Also, Gerd, dein Unglück auf der Bank muß vergessen werden. Du bist nun neunzehn Jahre alt. Hast du dich entschieden, wie deine Zukunft sich von nun an gestalten soll?"

Es lag keine Wärme in der Stimme, auch die Augen blieben kalt. Und so war ihm auch ums Herz. Er hatte es Edith versprochen, für den Jungen zu sorgen und ihn nicht fallen zu lassen. Dieses Versprechen wollte er halten. Mehr konnte er nicht. Wenn er es sich auch selbst kaum gestehen mochte, so dachte er insgeheim doch, daß Gerd der Anlaß zum vorschnellen Tode seiner Frau war. Daher konnte nur das Versprechen der Toten gegenüber die letzte Bindung sein.

Auch Gerd ahnte, daß der Tierarzt ihm ein Fremder geworden. Er wußte, daß, wo nun auch Daniel nicht mehr war, er nur noch Ulrike hatte, der er sich anvertrauen konnte, die mit ihm fühlte, die ihn verstand.

Beim Gedanken an Ulrike schoß eine Röte in sein Gesicht. Auch sie hatte er verloren, denn seit jener Nacht vor dem Tode seiner Mutter konnte er nicht mehr mit reinem, unbefangenem Sinn zu ihr kommen. Einsam und verlassen kam er sich vor, so einsam, daß er nicht einmal darüber nachgedacht hatte, was nun werden solle. Darum konnte er seinem Vater keine Antwort geben, als dieser ihn jetzt fragte.

Tierarzt Volkhagen runzelte die Stirn unwillig. Seine Stimme klang eisig.

„Du siehst doch ein, daß wir etwas unternehmen müssen. Früher sprachst du einmal davon, daß es dir gleich sei, Kaufmann oder Handwerker zu werden. Kaufmann ist ja scheinbar nicht das Rechte für dich. So müssen wir wohl den Versuch mit dem Handwerk machen."

Gerd nickte.

„Wenn du so meinst, Vater, dann will ich Handwerker werden."

Tierarzt Volkhagen fuhr unwillig fort:

„Kannst du mir denn nicht einen bestimmten Vorschlag machen? Muß ich auch heute noch für dich entscheiden?"

Gerd biß sich auf die Unterlippe. Unruhig stand sein Vater auf und ging erregt durchs Zimmer. Vor dem Bilde Ediths blieb er stehen, ganz in Gedanken versunken. Endlich wandte er sich um, sein Gesicht war milder als vorhin.

„Soll ich einmal mit Schlossermeister Nelsen in Goldbeck sprechen? Vielleicht wird dir das Handwerk zusagen. Es bietet dir immerhin die Möglichkeit, später die Maschinenbauschule zu besuchen, Gerd. Du könntest in dem Beruf eine sichere Zukunft finden, wenn du die Grundlagen bei einem tüchtigen Meister erlernst. Ich kenne Meister Nelsen. Seine Fachkenntnisse werden auch von seinen Kollegen anerkannt. Würdest du die Stelle annehmen können, wenn er sie dir bietet?"

„Nach Goldbeck?" fragte Gerd und ein Schatten lagerte sich über sein Gesicht. „Dann werde ich Mutters Grab nicht mehr oft besuchen können."

Der Tierarzt legte seine Hand auf Gerds Schulter.

„Mein Junge, wir müssen verstehen lernen, daß die gute Mutter nicht auf dem Friedhof zu suchen ist. Sie lebt in unserer Erinnerung, in unserm Herzen. Der müde Körper, den wir der Erde übergaben, barg nur das Sterbliche, nicht aber die liebe Seele, die uns soviel bedeutet. Auf dem Friedhof haben wir nichts zu suchen. Dort finden wir nicht das, was Mutter uns war. Hier", er zeigte auf das Herz, „hier müssen wir suchen und finden, Gerd."

Er sah die großen traurigen Augen auf sich gerichtet. Impulsiv strich er Gerd über den Kopf und setzte warm hinzu:

„Sie hat uns beide sehr lieb gehabt, Gerd. Deshalb dürfen wir nicht tatenlos trauern. Es wäre ein Vorwurf gegen sie."

Gerd nicke. Dann sagte er leise:

„Ich bin bereit, die Stelle beim Schlossermeister Nelsen in Goldbeck anzutreten, Vater, wenn . . ." er sah beiseite . . . „wenn er mich noch nehmen wird."

Der Tierarzt lächelte gerührt.

„Er wird dich gern zu sich in die Lehre und auch ins Haus nehmen, Gerd. Dein Fehlen in Schwerin ist nicht so groß, daß es nicht ausgelöscht werden könnte. Ernstes Mühen und Handeln und bewußte Arbeit hat immer noch alles ausgetilgt, was Unbedachtsamkeit und Torheit anrichteten. Ich glaube nun, daß du gelernt hast, dem Flittergold zu mißtrauen. Du wirst lernen, Gerd, daß man ganz klein anfangen muß, um die Höhen zu erreichen. Stein um Stein muß man zusammentragen, will man ein Haus bauen. Tut man das nicht, kann kein Bau erstehen, der wetterfest ist. Menschen unserer Art meistern dies Leben nicht, ohne hart gegen sich zu sein. Denke immer daran, Gerd: Nur das stete, unablässige Ringen mit dem Schicksal macht uns fest."

Er reichte Gerd die Hand, die dieser schnell ergriff.

„Was auch gewesen ist, Junge, es muß vergessen werden. Halte von nun an unsere Ehre hoch. Das größte Vermögen, das wir besitzen, ist unsere Ehre. Ohne Ehre kann kein Mensch, kein Volk, leben."

Der Tierarzt wurde sinnend.

„Jetzt knechten sie uns, besudeln unsern stolzen Namen! Und wir neh-



Thiessow auf Rügen / Das kleine Abbild der großen Insel   Aufnahme: Archiv der „Reichs-Elternwarte"

men's hin, als müßte das so sein! Aber der Tag wird kommen, da wird das Volk erwachen, weil es ohne Ehre nicht leben kann. Hungern? Ja, das kann man, wenn man ein Charakter ist. Aber unseren Namen müssen wir behalten, wir tragen ihn nicht von ungefähr. Wirst es noch erfahren, welche Macht er besitzt. Er wird dir im Leben Türen öffnen, die namenlosen Menschen verschlossen bleiben. Ich habe diesen Namen von meinem Vater als heilig Erbgut übernommen. Wenn ich ihn dir ohne das Bewußtsein von Schuld übergeben kann, so darf ich von mir sagen: mein Leben ist erfolgreich gewesen! Ich werde es können, Gerd, denn er ist mir Schicksal und Sinn. Wenn eine Stimmung dich einmal zur Torheit verleiten will, dann denke daran, daß auch du Sachwalter dieses heiligen Erbgutes bist. Vergiß es nie, Gerd: Ein jeder von uns ist ein Ahnherr! Dieses Bewußtsein wird dir allezeit die Kraft geben, die Verantwortung höher zu stellen als den billigen Vorteil."

Der Blick des Tierarztes forschte in Gerds Augen. Es war, als wolle das letzte Mißtrauen schwinden, das immer noch in ihm war, als verbänden sich die beiden Seelen zu einer festen neuen Gemeinschaft. Beide spürten sie den Geist der Toten, wie er sich sanft in ihre Herzen senkte und ihnen eine neue Sprache gab.

Auch Gerd war aufgestanden. Lange sann er diesem wunderbaren Ahnen nach, das sich ihm offenbaren wollte. Dann faßte er die Hand seines Vaters und sagte leise und bewegt:

„Vater, ich möchte, daß ich deine Worte nie, niemals vergäße."

Der Tierarzt nickte.

„Du wirst sie nicht vergessen können, wenn du den ehrlichen Willen dazu hast." Leiser setzte er hinzu: „Und wenn du es allemal kannst!"

*

Wenige Tage später trat Gerd seine Lehrstelle an.

Die neue Umgebung hatte schon bald den Druck von seinem Gemüt genommen. Ja, er wollte. Er sah seine Schuld in Schwerin, die mußte ausgetilgt werden. Ernstes Mühen und ernste Arbeit vermochten das, sein Vater hatte recht. Nun mußte er beweisen, daß nicht sein Charakter den Anlaß gegeben hatte, sondern daß es eine Torheit gewesen war, eine Stimmung, die er heute kaum verstehen konnte. So ging er denn mit angespanntem Willen seinen neuen Pflichten nach. Nicht aus Trotz, nur um zu beweisen, nein, dieser neue Beruf machte ihm Freude.

Und doch wollte der einstige Frohsinn nicht wieder aufkommen. Das hatte seinen besonderen Grund.

Das Urteil des Tierarztes stimmte: Meister Nelsen war wirklich ein Fachmann. Man konnte schon sagen: er war ein Künstler im Gitterbau. Aber nicht nur das allein. Da war etwas an ihm, das ihn zum Sonderling machte. Dieser gedrungene Mann mit den klaren, wasserblauen Augen, die von buschigen Brauen bedeckt waren, gehörte einer eigenartigen religiösen Gemeinschaft an, die sich „Das Neue Israel" nannte.

Anfangs war es Gerd anregend gewesen zu hören, mit welchem Eifer sein Meister von den kleinen und großen Propheten des alten Bundes sprach, und daß die Gemeinde das „Neue Israel" Trägerin der Verheißungen und Segnungen sei, die den Juden einst zugedacht waren.

Oft legte der vierschrötige Mann das Eisen, an dem er arbeitete, beiseite und begann von den vielen göttlichen Offenbarungen zu sprechen, die die Glieder der Gemeinde bekämen. Und dann konnte dieser sonst einsilbige Mann reden, als stände er auf der Kanzel und spräche zu einer andächtig lauschenden Gemeinde.

Fortsetzung folgt in Heft 15

Elternsorgen

Was die Leser meinen

Gebt nicht gedankenlos Entschuldigungen!

Mein elfjähriges Töchterchen muß abends pünktlich um 7 Uhr zu Bett. Von dieser Regel wird unter keinen Umständen abgegangen. Das weiß die Kleine und fügt sich ohne Widerspruch. Es fiel mir daher auf, als ich am letzten Tage der Ferien zu dieser Stunde vom Geschäft nach Hause kam, daß Ruth meine Frau mit einer anscheinend sehr dringlichen Bitte bestürmte. Es stellte sich heraus, daß sie vergessen hatte, den für den nächsten Schultag aufgegebenen Ferienaufsatz zu machen und nun von meiner Frau einen Entschuldigungszettel haben wollte, damit sie von der Lehrerin nicht gescholten würde. Die Mutter war nicht abgeneigt, ihrem Liebling zu willfahren. Mir aber kamen Bedenken, und ich sprach ein Machtwort. Ruth sollte schon in früher Jugend lernen, für Versäumnisse auch einzustehen. — Wie richtig meine scheinbare Härte gewesen war, zeigte sich am nächsten Morgen. Ruth, an sich schon ein gewissenhaftes und ehrgeiziges Kind, war heimlich eine Stunde früher aufgestanden und legte mir strahlend einen Aufsatz auf den Frühstückstisch, der obendrein dann in der Schule als bester Ferienaufsatz gewertet wurde. So war ihr mein „nein" zu neuem Ansporn geworden, ihre Pflichten ernst zu nehmen und sich durch eigenes Handeln selbstverschuldete Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu räumen.

R. Dr.

Nicht lange befehlen!

Wenn Kinder unfolgsam sind, so darf man nicht immer die Schuld bei ihnen suchen, sondern man sollte einmal nachforschen, ob der Anlaß nicht bei den Eltern oder Erziehern zu suchen ist. Ich machte bei meinem Fünfjährigen die Beobachtung, daß er auf meine erste Aufforderung, zu mir herzukommen, dies oder jenes zu tun, dies oder das zu lassen oder sich zum Fortgehen anzuziehen oder sich zu entkleiden, um zu Bett zu gehen, einfach gar nicht achtete. Er ließ sich alles zwei-, dreimal, ja noch öfter sagen, um es schließlich doch nicht auszuführen. Ich war schon geneigt, ernstlich böse mit ihm zu sein, aber ich dachte doch darüber erst ernstlich nach und machte die Wahrnehmung, daß er die oft geäußerten Befehle gar nicht mehr hörte. Sie schienen gar nicht in ihn eingedrungen zu sein, denn er zeigte sich nicht im geringsten trotzig und war sich stets dessen bewußt, nichts Böses getan oder etwas Gefordertes unterlassen zu haben. Schließlich kam ich zu der Ueberzeugung, daß viel Reden, viel Befehlen keinen Sinn habe und das Kinderohr lediglich abstumpfe. Künftig sagte ich dann meine Wünsche und Befehle nur e i n m a l, richtete es aber immer so ein, daß ich selbst zur Stelle war, um dem Kleinen die Ausführung nahezulegen. „So, jetzt wollen wir fortgehen". Damit nahm ich seinen Mantel, um ihn anzuziehen. „Nun, Kurtl, geht es ins Bettchen!" Ich nahm ihn gleich bei der Hand und zog ihn sanft von seinen Spielsachen fort. So hat er sich in kurzer Zeit daran gewöhnt, alles, was ich ihm sage, aufs erste Wort auszuführen.

B. W.

Ein gutes Beispiel.

Meine Tochter ist ein sehr aufgewecktes Mädchen, begreift sehr schnell und lernt recht gut. Was ihr zu diesen guten Eigenschaften fehlte, war Pünktlichkeit. Damit konnte sie sich gar nicht befreunden und obwohl sie sonst erfolgreich war, hatten wir alle nicht die rechte Freude an ihrer Arbeit und ihrem Erfolg. Im Gegenteil, sie wurden immer auf das unangenehmste getrübt durch die sträfliche Unpünktlichkeit.

Da kam ich auf den Einfall, ihr keine Vorhaltungen mehr zu machen, denen sie ja doch kaum Gehör schenkte, geschweige, daß sie sich nach ihnen richtete, sondern sie durch ein B e i s p i e l davon zu überzeugen, daß Unpünktlichkeit eine recht rügenswerte und unangenehme Eigenschaft ist. Während sie sonst am Morgen vor dem Schulgang alles bereit fand, wartete ich mit der Zubereitung des Frühstücks bis zur letzten Minute, zwar so, daß die Zeit wohl hinreichte, aber es ging alles überstürzt rasch. Das behagte ihr natürlich gar nicht, aber nach einer Woche schmolz das Eis. Ohne daß ein Wort gewechselt wurde, gab sie sich Mühe, und wir beide wurden zusammen wieder pünktlich. Das Beispiel erzieht mehr als alle guten und bösen Worte es vermögen.

S. E.

„Gesteh' es nur, du hast es getan!"

An unserem Haus waren drei junge Spalierbäume, die in schöner Blüte standen. An einem Morgen lagen die meisten Blüten abgerissen am Boden. Wer hat das getan? Keiner der Brüder hatte die Blüten abgerissen. Der Verdacht blieb nun am Jüngsten hängen, der aber auch erklärte, er habe es nicht getan. Alle redeten dem Jungen nun ernst ins Gewissen, doch seine Schuld zu bekennen. Und endlich gestand er, die Blüten abgerissen zu haben. — Um 12 Uhr kam der Vater nach Hause und hörte die Geschichte. Jetzt stellte sich heraus, daß der Vater die Blüten abgerissen hatte, weil der zu reiche Blütenansatz für die Bäume ungünstig gewesen wäre.

L. A.

Sag Dankeschön!

Ich kenne den kleinen vierjährigen Jungen einer mir befreundeten Familie. Es ist ein herzallerliebstes Kerlchen mit hellen, blanken Augen. Er ist nicht besser und schlechter wie Jungen in seinem Alter sind. Ueber eines allerdings habe ich mich oft wundern müssen: Wenn ich dem Kleinen irgend eine Süßigkeit oder sonstwas mitbrachte, mußten ihn Vater und Mutter stets mehrmals ermahnen, sein „Dankeschön" vorzubringen. Und wenn er sich dann schließlich dazu bequemte, geschah es stets in einer Weise, die deutlich erkennen ließ, daß er einen Kampf austragen mußte, ob er nicht lieber auf die Gabe verzichten solle. Und seine Mutter beklagte sich sehr, wie schwer es ihr werde, dem Kleinen beizubringen, diese Höflichkeit zu zeigen.

So war es auch vor ein paar Tagen wieder gewesen. Als der Kleine dann in seinem Bettchen lag, saßen wir noch ein Weilchen plaudernd beisammen. Und da fiel mir plötzlich auf, daß sich Vater und Mutter für kleine Gefälligkeiten auch nicht dankten. Ja, daß sie auch mein „Danke sehr" nicht beachteten. Und da ist mir denn auch klar geworden, warum die Mutter sich vergeblich müht, ihrem Jungen das „Dankeschön"-sagen beizubringen.

Es schien mir obendrein noch so, als ob die elterliche Erziehung zum „Dankeschön" nur dann einsetzte, wenn Besuch da war ...

R. Sch.

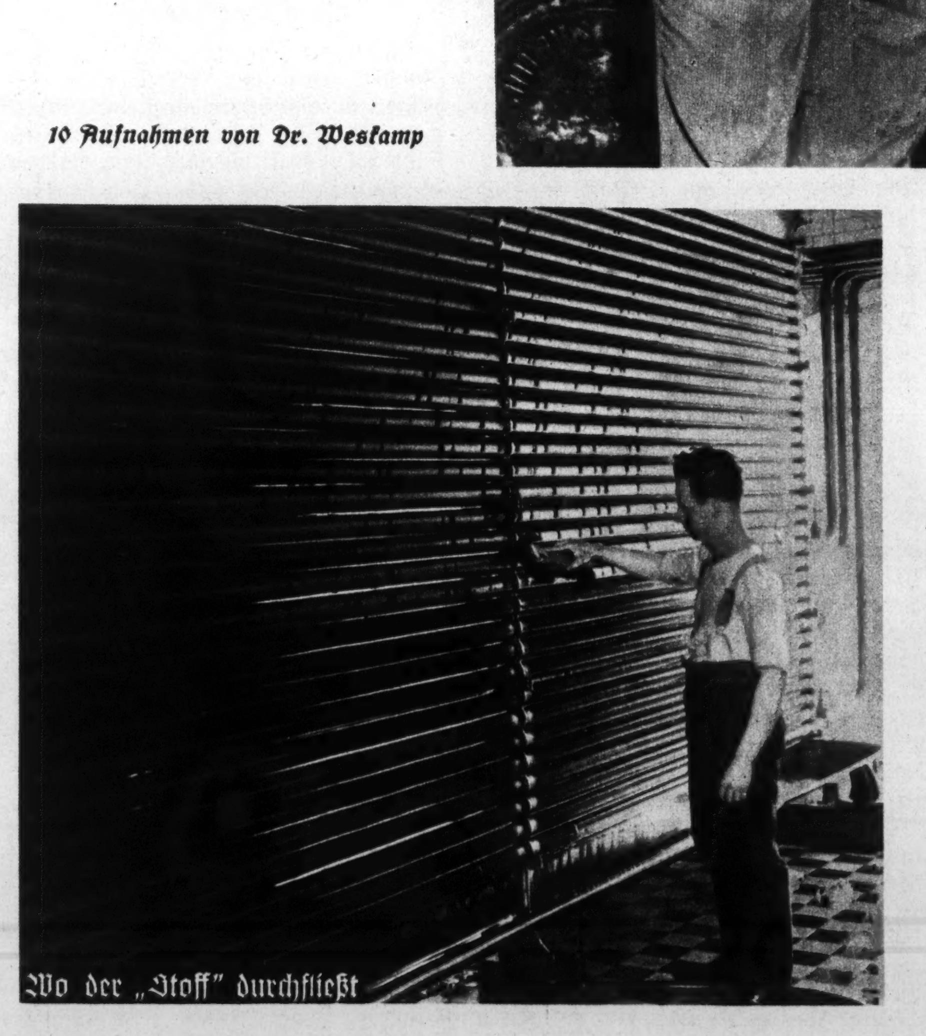
Was können unsere Kinder werden?

Der Brauer

Von Dr. Hajek

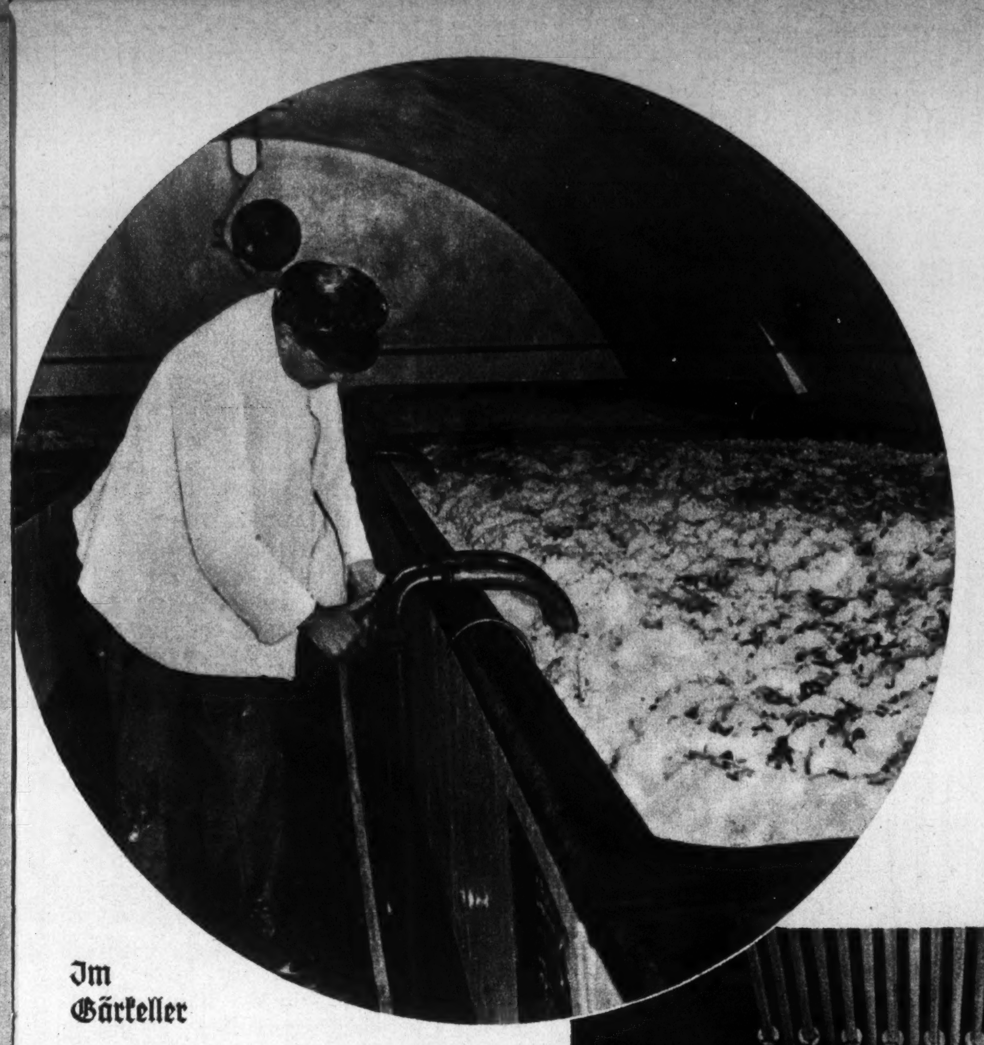
10 Aufnahmen von Dr. Weskamp

Der Braumeister prüft


Wo der „Stoff" durchfließt

Liubene ersazta sine grus
unde gab sina tochter us.
Do kam aber Starzfidere,
brachta imo sina tochter widere.

„Leubene setzte seinen Weizengries an (um nämlich das Hochzeitsbier zu brauen) und verlobte seine Tochter; da kam Steertfeder (der Bräutigam) abermals und brachte ihm seine Tochter wieder." Wir dürfen diesen Spottreim, den vor über tausend Jahren ein St. Gallener Mönch in vergnügter Laune aufzeichnete, ohne große Gelehrsamkeit so verstehen, daß es sich bei jenem Familienzwischenfall mehr um das Mädel als um das Bier gehandelt habe. Jedenfalls war Malz und Hopfen an ihr verloren und es half dem Vater gar nichts, daß er sich mit dem Brauen solche Mühe gegeben hatte. Was aber das Bierbrauen angeht, so war das damals überall so in Deutschland: es gab, und noch viele Jahrhunderte später, keine gewerbsmäßige

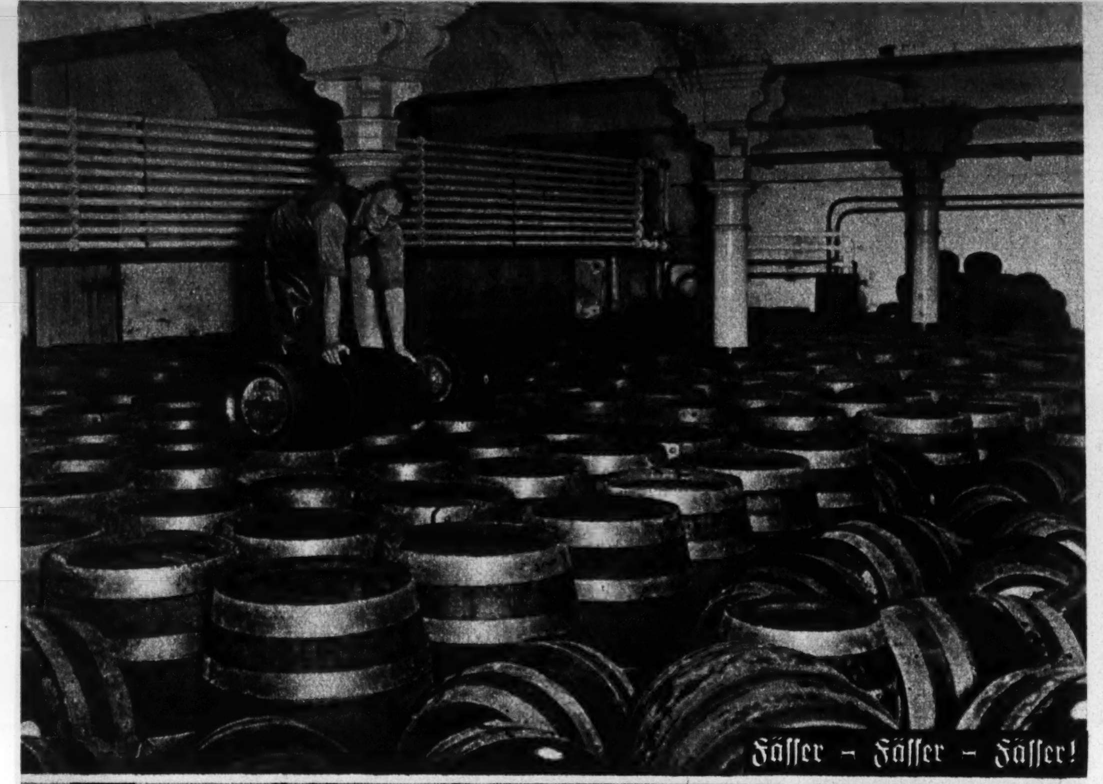


Im Gärkeller

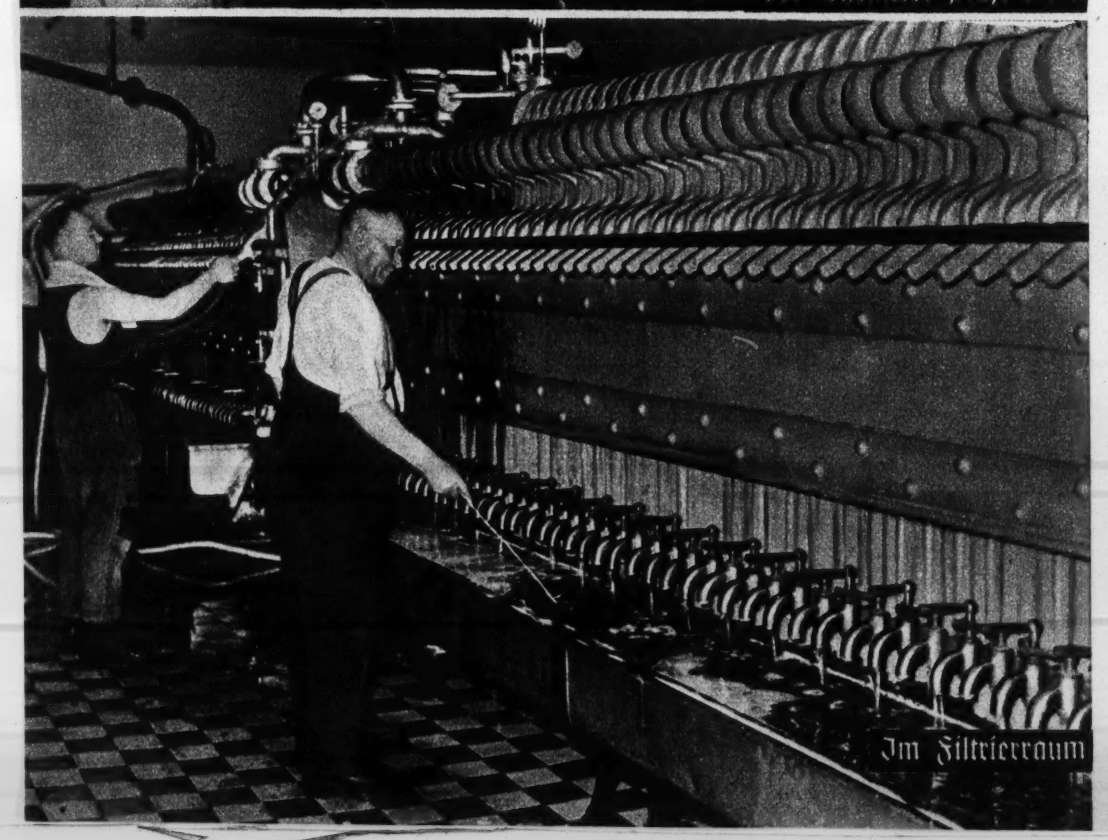
Biererzeugung, sondern jeder setzte sich seinen Stoff selber an und blamierte sich, so gut er konnte. Das heißt richtiger: die Hausfrau machte das; und wenn es Herr Leubene selbst machen mußte, so war er vielleicht verwitwet, vielleicht wurde aber auch nur die tatsächliche Meisterin der Kürze halber nicht genannt. — Das bereits die alten Germanen aus Gerste oder aus Weizen Bier brauen konnten, weiß jeder; der Römer Tacitus hat es in seiner „Germania" ausdrücklich bezeugt. Deutschland war demnach schon vor zweitausend Jahren ein Bierland. Der vielbesprochene Met war viel weniger wichtig. Neue Untersuchungen haben Bier in Trinkhörnern sogar aus einer noch viel früheren Zeit nachgewiesen, wodurch wir nochmals anderthalb Jahrtausende weiter zurückkommen. In dieselbe graue Vorzeit weisen auch vorderasiatische und ägyptische Funde; das Bierbrauen ist also, wohl aus Zufallsbeobachtungen nach und nach entwickelt, bei verschiedenen alten Völkern in Uebung gewesen. In Griechenland und in den Ländern des römischen Weltreichs ist es durch den Wein verdrängt worden. Viktor Hehn, einer der verdienstvollsten älteren Gelehrten auf dem Gebiete der Nahrungsgeschichte, konnte daher von Bier- und Butter-Ländern im Gegensatz zu Wein- und Oel-Ländern reden. Um aber auf die Hausbrauerei zurückzukommen, so besteht sie z. B. in Oberfranken noch heutzutage in alter und guter Tradition; wenn die Hausfrauen anderer deutscher Landschaften in der Kriegs- und Inflationszeit Versuche im Bierbrauen gemacht haben, so sind sie bald wieder davon abgegangen — es war, wie ich aus einer bösen Reiseerfahrung mitteilen kann, ein schauderhaftes Gesöff. Denn von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wie es eben z. B. die oberfränkischen, rühmlichst bekannten Hausbrauereien sind, ist das Geschäft des Bierbrauens schon längst ein hochentwickeltes, regelrechtes Handwerk geworden und darüber hinaus allmählich eine mit allen modernen Mitteln der Wissenschaft und Technik betriebene Industrie. Die Braubetriebe der mittelalterlichen Klöster haben hier den Anfang gemacht und die bürgerlichen Braugenossenschaften der Städte haben fortgesetzt. Noch heute haben einzelne Städte- und manche Klosternamen (auch wenn die Klosterbrüder gar nichts mehr mit der Sache zu tun haben) einen schönen Klang im Ohr des bierverständigen Kenners. Das bittere Weizenbier, mit dem der



Auf dem Kontrollgang


Fässer – Fässer – Fässer!


Der Chemiker prüft . . .


Im Filtrierraum

Bauer Leubene im St. Gallener Umkreise vor tausend Jahren die Hochzeit seiner Tochter festlich zu begießen dachte, wird auch noch immer getrunken: als „Altbier" in Köln, Düsseldorf und Münster, als Weizenbier in Bayern nördlich und südlich der Donau. Im Großen und Ganzen ist man allerdings vom Weizen abgekommen, den Hafer und die Hirse haben wir zu Brauzwecken ganz aufgegeben; die überwiegende Masse unserer Biere wird aus Gerstenmalz zubereitet. Ebenso hat der Hopfen im Laufe der Zeit alle andern Bitterstoffe aus dem Felde geschlagen. Das Bier ist kräftiger und haltbarer geworden. Die Vielfältigkeit und der Sortenreichtum scheint darum nicht abgenommen zu haben.

So alt und volkstümlich nun auch das Erzeugnis ist, dem der Brauer seine Arbeit widmet, so wenig weiß man in weiteren Kreisen eigentlich von dieser Arbeit des Brauers selbst. Unter einem Bierbrauer stellt man sich gerne einen sehr dicken Mann vor, der schrecklich viel Bier trinken kann . . . was er eigentlich sonst noch tut, bleibt in einem ungewissen Dunkel. Dazu wäre zunächst zu berichtigen, daß manche Brauer überhaupt kein Bier trinken, daß wieder andere nicht dick, sondern ausgesprochen hager sind und daß endlich das Biertrinken bei keinem einzigen Brauer die Hauptsache sein kann, weil ihn seine Firma dafür ganz gewiß nicht bezahlt. Wenn in der betreffenden Brauerei nämlich überhaupt ein trinkbares Bier gebraut werden soll, dann müssen alle Beteiligten, vom Braumeister bis zum jüngsten Lehrling, so reinlich, so gewissenhaft und so aufmerksam wie nur möglich sein. Mit der Erfüllung ihrer Pflichten und der Anforderungen, die an einen Brauer gestellt werden, verträgt sich ein übermäßiger Alkoholgenuß sicherlich nicht; daß bei der körperlich schweren Arbeit von einzelnen Leuten mehr Bier vertragen wird als einem durchschnittlichen Büromenschen gut und dienlich wäre, kann dabei ruhig zugegeben werden. Jedenfalls stellt der Beruf des Brauers so hohe Ansprüche an die Gesundheit, an die Intelligenz, an die Zuverlässigkeit, daß an der Erhaltung seiner Leistungsfähigkeit jeder Mitarbeiter des Braugewerbes ein hohes Interesse haben muß.

Der Prozeß, durch den aus der gekeimten Gerste (dem Malz) unter Zusatz von Wasser und Hopfen nach und nach Bier wird, wird bewirkt durch Kleinlebewesen, die Hefepilze. Je nach dem eben verarbeiteten Malz, das je nach dem Standort der Gerste, je nach Witterung des Erntejahres und anderen Faktoren recht verschieden sein kann, je nach dem überall verschiedenen Wasser und dem reicheren oder ärmeren Bitterstoff (Hopfen), ergeben sich nicht

nur schließlich ganz verschiedenartige Bierarten, es ergeben sich auch für die die Gärung bewerkstelligenden Hefepilze ganz verschiedenartige Lebensbedingungen. Die Temperatur, der Barometerstand (Luftdruck), die größere oder geringere Wassermenge (Konzentration) machen weitere Unterschiede. Lange Erfahrungen und wissenschaftliche Untersuchungen haben für jeden Betrieb und jede gewünschte Biersorte die Bedingungen erkennen lassen, unter denen der Herstellungsprozeß am günstigsten und mit den geringsten Gefahren verläuft; jede neue Ernte, jede neueingeführte Gerstensorte ändert selbstverständlich diese Bedingungen ab, sie müssen also fortwährend überprüft und den jeweiligen Verhältnissen neu angepaßt werden. Unachtsamkeiten stellen unter Umständen das ganze Gebräu in Frage: „wilde" (d. h. in ihrer Gärarbeit unerwünschte) Hefen, Essigsäurebakterien und andere schädliche Kleinlebewesen können sich einnisten und alles verderben. Sauer gewordenes, getrübtes oder sonstwie verdorbenes Bier ist ein empfindlicher Schaden für den Betrieb. Es wird jedem einleuchten, daß man die mikroskopischen Schädlinge, die überall in der Luft sich finden, nicht aus der Brauerei überhaupt fernhalten kann; aber sie lassen sich durch peinlichste Reinlichkeit und genaue Einhaltung aller erprobten Vorsichtsmaßregeln in ihrer Wirkung so einschränken, daß sie keinerlei Gefahr mehr sind. An dieser Vorsicht, an diesen Schutzmaßregeln müssen a l l e im Betrieb teilnehmen! Der Weg, den das mit heißem Wasser übergossene, geschrotete Gerstenmalz nimmt, ehe es als Bier im Glase auf dem Tische steht, ist sehr lang und abwechslungsreich; den g a n z e n Weg, in allen einzelnen

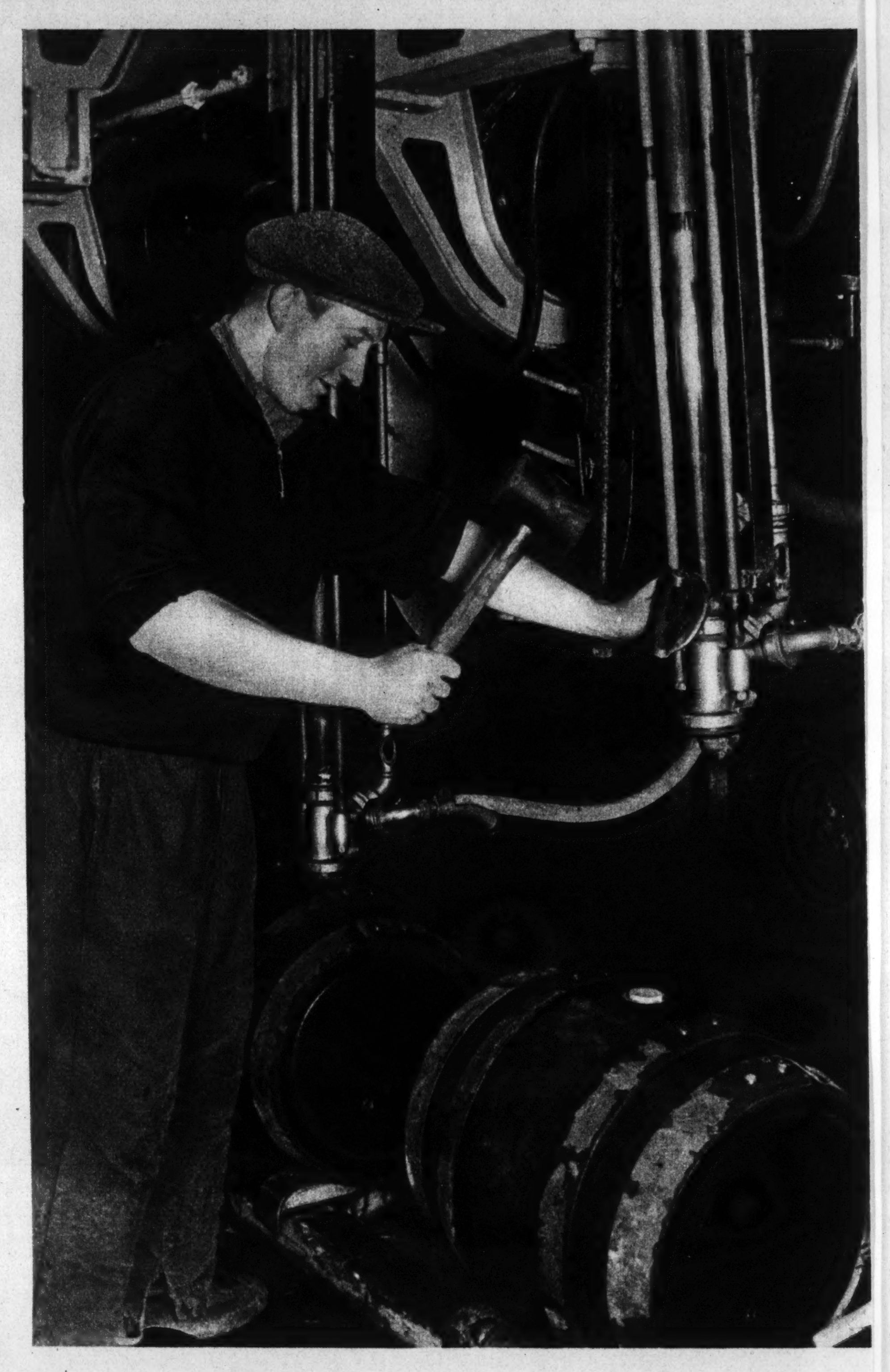


Und immer wieder: Sauberkeit ..... denn

Sauberkeit ist das oberste Gesetz!

Stationen, muß der Brauer kennen, beurteilen und betreuen, mag er auch hier vom Böttcher, dort vom Gastwirt und vom Kellner abgelöst und unterstützt werden.

Wer Brauer werden möchte, muß sich also zunächst fragen, ob er nach seiner körperlichen und geistigen Verfassung die schwere Arbeit zu leisten im Stande ist. Lunge und Herz müssen großen Temperaturunterschieden standhalten: im Sudhause und vor allem an der Braupfanne ist es heiß, im Gärkeller ist es kühl, im Lagerkeller ist es kalt. Die sorgfältigen Reinigungsarbeiten, die jeder Brauer verstehen und immer wieder vornehmen muß, bringen naturgemäß viel Nässe. Besonderes festes Schuhwerk, doppelte Arbeitskleidung (um zwischendurch wechseln zu können) helfen die Gefahren für die Gesundheit hindern — die Betriebsvorschriften sind heute auch wesentlich schonsamer und hygienischer geworden; trotzdem bleibt die Arbeit des Brauers eine anstrengende, schwere Arbeit. Aber die Arbeit ist vielseitig, für den an gute Beobachtung Gewöhnten zu einem Teil auch sehr interessant; nur daß uninteressante, mühsame Arbeit untrennbar mit dazu gehört. Ein gut Teil aller Arbeit des Brauers entfällt auf das gewissenhafte Reinigen der Bottiche, der Rohrleitungen, Schläuche, Fässer und Flaschen ... zur Reinigung der Transportfässer und der Versandflaschen werden natürlich schon längst maschinelle, sehr sinnreich und zuverlässig arbeitende Vorrichtungen gebraucht. Die feinere Arbeit besteht im genauen Beobachten der Rohstoffe, der Arbeitsvorgänge, vor allem in der Sorge um die genaue Innehaltung bestimmter Temperaturen und — immer wieder! — der äußersten Reinlichkeit überall. Daß dazu auch eine Menge theoretischer (chemischer, bakteriologischer und allgemein biologischer, warenkundlicher) Kenntnisse gehören, ist selbstverständlich. Diese Kenntnisse werden dem Lehrlinge in der Berufsschule, dem Fortgeschrittenen in Fortbildungskursen und Fachschulen vermittelt.



Beim Füllen der Fässer

Ehe sich der ausgebildete Brauer spezialisiert und auf den Beruf eines Ober-Mälzers, eines Braumeisters, Kellermeisters usw. zustrebt, muß er in jahrelanger Gesellenzeit möglichst viel Erfahrungen gesammelt haben. Dem bestimmenden Einfluß des örtlich so verschiedenen Wassers (das selbst in den verschiedenen Brunnen oder Leitungen eines und desselben Betriebs Unterschiede zeigen kann!), dem lebendigen Wechsel in der Beschaffenheit der verwendeten Natur-Rohstoffe entspricht es, daß jeder Brauereibetrieb etwas anders arbeiten muß. Die landschaftliche Ueberlieferung und die Gewohnheiten der Bierverbraucher spielen dabei naturgemäß auch eine Rolle. Daher ist es für jeden Brauer wichtig, mehrere Betriebe gründlich kennenzulernen. Eine Austauschstelle vermittelt jetzt solchen Stellungswechsel innerhalb des Deutschen Reichs. Um noch die Frage der für den Brauerberuf nötigen Schulbildung zu beantworten: für die handwerksmäßige Ausbildung zum Brauer genügt eine gute Volksschulbildung; für die Brauereihochschule (Berlin, Weihenstephan bei Freising) und die Ausbildung zum staatlich geprüften Brauereitechniker ist die „Obersekundareife" und eine entsprechende Praxis, für die Ausbildung zum Diplom-Brauereiingenieur das Abitur nötig. Doch ist die Laufbahn zu den gehobenen Stellen nicht nur, infolge der wachsenden Anforderungen, sehr schwierig, sie ist zurzeit auch infolge Ueberfüllung und gemindertem Bedarf wenig aussichtsreich und sollte nur nach eingehenden Erkundigungen betreten werden. Reiche jahrelange Praxis „von unten auf" wird auf alle Fälle unerläßlich sein.

Die Ausbildung der Kindergärtnerinnen

Von Hans Stricker

Reichshauptstellenleiter für Erziehung und Unterricht, Reichswaltung des NSLB.

Das Hauptamt für Erzieher der NSDAP. hat neue Richtlinien für die Ausbildung der Kindergärtnerinnen festgelegt. Trägerin der vorschulpflichtigen Erziehung ist die deutsche Familie. Der Kindergarten soll die Erziehung durch die Familie nur ergänzen, unterstützen und in seltenen Fällen ersetzen. Letztes Ziel der Kindergärtnerinnenschule ist deshalb nicht die Ausbildung der sozialpädagogischen Erzieherin und Helferin in irgend einem humanitären, bürgerlich-liberalen oder konfessionellen Sinn, sondern allein Erziehung zur nationalsozialistischen Volksmütterlichkeit. Die meisten heute noch geltenden Lehrpläne sind beherrscht von einer spezialistischen intellektualistischen und fachegoistischen Zersplitterung in einer Unzahl von Sondergebieten. Eine Neuordnung im Sinne der nationalsozialistischen Ganzheitsschau ist daher dringend geboten.

Nach dem Plan des Hauptamtes für Erzieher ist die Dauer der Ausbildung auf zwei Jahre festgesetzt. Das 1. Halbjahr dient vorwiegend der ganzheitlichen Erfassung des deutschen Mädchens durch das nationalsozialistische Erziehungsziel. Ehe die Schülerin theoretisch auf das Kind und seine Pflege und Erziehung ausgerichtet wird, muß sie selbst in der Tiefe ihres Gemüts geformt und durch die nationalsozialistische Weltanschauung geprägt werden. Hauptaufgabe des 1. Halbjahres ist daher die Erziehung der künftigen Erzieherin selbst. In diese Aufgaben haben sich die einzelnen Fächer sinnvoll zu teilen. Durch lebensmäßige Vertrautheit und Verbundenheit mit der deutschen Vergangenheit und mit den Gütern des deutschen Volkstums werden die neuen Erkenntnisse im Gemüt und Willen Wurzeln schlagen, die jungen Mädchen wirklich durchdringen, bewegen, zur Tat entflammen. Das 2. Halbjahr ist vorwiegend auf die Erziehung des vorschulpflichtigen Kindes ausgerichtet. Biologie, Erziehungslehre und Kindergartenkunde werden hierbei eng zusammenwirken. In einem praktischen Küchenlehrgang widmen sich die Schülerinnen der gesunden und sparsamen Nahrungszubereitung für das Kleinkind. Im 3. Halbjahr steht das Schulkind und seine Erziehung im Hort und im Kindertagesheim im Vordergrunde. Neben den Verpflichtungen der Familie und des Hauses gegen das Schulkind werden besonders die erzieherischen Einflüsse des Jugendbundes und der Schule behandelt. Das volkstümliche und kindesgemäße Werkschaffen ist Gegenstand eingehender Uebungen.

Das 4. Halbjahr wendet sich über die weitere Vertiefung der Arbeit am Kleinkind und am Schulkind stärker dem mittelbaren und unmittelbaren Dienste an den Müttern, an der Elternschaft, überhaupt an Familie und Haus der Kinderpflege und darüber hinaus der Volkstumspflege und der Volkstumsarbeit der Kindergärtnerin zu. Die Rassen- und Erblehre des 3. Halbjahres und die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik befähigen die Kindergärtnerin im Umgang mit Müttern und Eltern die Grundgedanken der Rassenpflege und der Bevölkerungspolitik im Fühlen und Handeln des Volkes mehr und mehr zum Durchbruch zu bringen.

War früher die Ausbildung der Kindergärtnerin fast ausschließlich vom theoretischen und praktischen Unterricht getragen, so gehört heute die Ausübung des Dienstes im BDM. zum wesentlichen Bestandteil des zweijährigen Bildungsganges. Doch darf sich die außerunterrichtliche Gemeinschaftserziehung in Internaten, Kameradschaftsheimen, auf Schulfahrten, bei Feiern, Festen und Ausmärschen der Schule nicht auf die allgemeine nationalsozialistische Ausrichtung, wie sie BDM. und Arbeitsdienst geben, beschränken, sie hat vielmehr darüber hinaus die besondere Aufgabe der Erziehung zur Erzieherin. Das Kameradschaftsleben der Schülerinnen untereinander muß von dem heißen Willen nach Gestaltung der eigenen Charakterwerte in der Schülerinnengemeinschaft getragen und bewegt sein. Den Kern dieses Kameradschaftslebens bilden die gemeinsame körperliche Ertüchtigung, die musische Betätigung, vor allem die Pflege des Liedgutes der Bewegung, des Volk- und Kinderliedes, wie des Kinder- und Hausmärchens. Sing- und Erzählgemeinschaften und selbstverständlich auch das Laienspiel werden dabei in ihrer gemeinschafts- und gefolgschaftsbildenden Bedeutung richtig gewertet.

Auf dieser Grundlage wird die Kindergärtnerin berufsmäßige Erzieherin zur Hilfe oder in Vertretung der Mutter. Sie wird mütterliche Führerin der Kinder und sieht ihre Arbeit nicht nur als Dienst am Kinde, sondern zugleich als Dienst an Familie und Volk.

Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltkunde

Von Dr. Gerda Simons

Einige Zeit wohnte ich in einer Kreisstadt des Gaues Kurmark in der Nähe eines großen Hauses mit der Inschrift „Landwirtschaftliche Schule". Seltsam ausgestorben kam es mir vor während der Sommermonate, nur selten sah man ein paar einzelne Menschen ein- und ausgehen. Ende Oktober war plötzlich eines Tages das Haus zu buntem Leben erwacht. Von allen Seiten kamen, zumeist auf Rädern, junge Männer und junge Mädchen, manche in Tracht. Am späten Nachmittag fuhren sie wieder heim. Die umliegenden Dörfer schickten ihre Jugend zum Besuch der Winterlehrgänge, damit sie sich die nötigen Kenntnisse über Ackerbau und Viehzucht aneigneten. Auch die Mädchen müssen von diesen Dingen etwas verstehen, aber für sie steht im Mittelpunkt des Unterrichts die ländliche Hauswirtschaft. „Und was tun die Lehrkräfte dieser Schule in den Sommermonaten, wenn die Jugend in der Landwirtschaft praktisch mitarbeiten muß und zum Lernen keine Zeit hat?" So werden sicher viele fragen, die das Landleben nicht kennen. Im Sommer fahren die Lehrer und Lehrerinnen auf die Dörfer, wo sie auf den einzelnen Höfen Wirtschaftsberatung treiben. Sie besprechen dabei alle Fragen der Land- und Hauswirtschaft, ob es sich nur um verbesserte Düngung oder neue Geräte, um Schädlingsbekämpfung oder um Verbesserungen an den Ställen und in der Küche handelt.

Es ist selbst für die Städterin nicht schwer, sich das Lehrfach „Landwirtschaftliche Haushaltungskunde" vorzustellen. Der Rhythmus des ländlichen Haushalts wird durch die Arbeit auf dem Hof und auf dem Feld bestimmt, man muß um dieses Ineinandergreifen wissen, und sich als Hausfrau mit dem Reinemachen und Kochen, aber auch mit dem Waschen und Nähen entsprechend anzupassen verstehen. Die Landfrau ist Gehilfin des Mannes, dann erst Hausfrau. Und doch ist es von größter Wichtigkeit, für die Familie, aber auch für die Volksgemeinschaft, daß sie auch als Hausfrau so tüchtig wie nur möglich ist. Die Erhaltung der Volksgesundheit, aber auch die Verwertung wichtigster Güter ist ja in ihre Hand gelegt. In der Küche des Landhaushaltes wird Brot gebacken, wird eingeschlachtet, wird Gemüse eingemietet und Gemüse und Obst eingekocht oder gedörrt. Solche planmäßige Vorratswirtschaft spielt aber nicht nur in der Küche eine große Rolle. Meist kann die Landfrau an den Fingern einer Hand nachzählen, wie oft sie im Jahr zum Einkaufen in die Stadt gefahren ist. Da gilt es ganz anders den Bedarf an Wäsche und Kleidungsstücken, an Wirtschaftsgeräten und Haushaltsgegenständen im Voraus zu bedenken. Und geht etwas zur unrechten Zeit zur Neige, dann muß sich die ländliche Hausfrau zu helfen wissen. Noch nötiger als die Stadtfrau muß sie verstehen, mit Nadel und Nähmaschine umzugehen, muß sie flicken und auch mal aus Altem ein neues Stück nähen können.

Schon das junge Landmädchen auf diese ihre besonderen Aufgaben als zukünftige Hausfrau vorzubereiten ist die Aufgabe der Lehrerin für landwirtschaftliche Haushaltungskunde. An zwei Arten von Schulen bietet sich ihr dazu Gelegenheit: in erster Linie eben an den landwirtschaftlichen Schulen, deren Mädchenklassen ihrer Leitung anvertraut sind. Diese Schulen, die Fachschulen für die Landbevölkerung, unterstehen dem Reichsnährstand. Ihre Zahl ist im ständigem Zunehmen begriffen, denn das Bestreben geht dahin, allen Jungen und Mädeln auf dem Lande — auch in den abgelegenen Dörfern — Gelegenheit zum Schulbesuch und damit zu einer gründlicheren und vertieften landwirtschaftlichen und hauswirtschaftlichen Berufsausbildung zu geben. Der Unterricht in diesen Schulen findet mit Rücksicht auf die Eigenart der landwirtschaftlichen Arbeit nur im Winter statt, in der Regel von November bis April.

Neben diesen landwirtschaftlichen Schulen, die allen Landmädchen zugänglich sind, gibt es als besondere Fachschulen die Landfrauenschulen,. An diesen Schulen liegt der Unterricht vorwiegend in der Hand von Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltskunde. In die Unterklasse werden junge Mädchen aufgenommen, die das 16. Lebensjahr vollendet haben und eine abgeschlossene Schulbildung (auch Volksschule) nachweisen können. Den Jungmädchen in Stadt und Land Gelegenheit zu einer vertieften und planmäßigen Vorbereitung auf ihren Lebensberuf als Hausfrau zu geben, ist das eine Ziel dieser Unterklasse, zum andern aber ist ihr Besuch Voraussetzung für den weiteren Besuch der Oberklasse, die nun schon ganz im Dienst der Berufsausbildung für die ländliche Haushaltpflegerin und die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltkunde steht. Die unterrichtliche und die erziehliche Aufgabe der Lehrkräfte an diesen Landfrauenschulen ist recht umfassend. Sämtliche Lebens- und Arbeitsgebiete der Landfrau sind in den Unterricht miteinzubeziehen. Der Kuhstall und der Geflügelhof, die Kleintierzucht und der Gemüsegarten erfordern den verantwortungsbewußten Einsatz der Landfrau, wenn das große nationale Ziel der Nahrungsfreiheit erreicht werden soll. Diese großen Zusammenhänge gilt es deutlich zu machen, und der weiblichen Landjugend die Kenntnisse und Fertigkeiten für eine wirklich zweckmäßige und erfolgreiche Arbeitsweise zu vermitteln. Ueber ihren Betrieb hinaus soll sie lernen ihre Bedeutung und Verantwortung innerhalb der Familie und der Dorfgemeinschaft zu erkennen und zu bejahen. Die Landfrauenschulen sind mit Internat verbunden und bieten so den Lehrerinnen auch viele Möglichkeiten zu erziehlicher Beeinflußung.

Die große Bedeutung, die der Nationalsozialismus dem Landvolk zurückgegeben hat, macht auch die Arbeit der Lehrkräfte an den landwirtschaftlichen Schulen und den Landfrauenschulen heute verantwortungsvoller als früher, sie gibt aber auch ein ganz anderes Bewußtsein vom Sinn der oft in mühsamer Kleinarbeit vollbrachten Leistung. Wer selbst die Arbeit der ländlichen Hausfrau liebt, wer von ihrer Wichtigkeit und vom Streben nach bestmöglicher Leistung durchdrungen ist, der bringt entscheidende Voraussetzungen für eine erfolgreiche Berufsausübung mit.

Er braucht grade diese Voraussetzung nicht nur in der Schularbeit, sondern mindestens ebenso sehr in der Beratungstätigkeit, die den Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltkunde in wachsendem Maße als ein weiteres Arbeitsgebiet zufällt. Wir können nicht warten, bis die Jugend, die in den heutigen Schulen auf ihren Beruf vorbereitet worden ist, verantwortlich in der Arbeit steht; auch die Landfrauen von heute müssen zur bewußten und erfolgreichen Mitarbeit in der Erzeugungsschlacht befähigt werden. Die landwirtschaftlichen Schulen sollen deshalb immer mehr zu Mittelpunkten der Anregung und Belehrung für die Landbevölkerung des ganzen Schulbezirks werden, und dabei fällt naturgemäß den Lehrerinnen die Beratung und Belehrung der Landfrauen zu. Eine besondere Bedeutung kommt dieser Beratungstätigkeit in neubesiedelten Gegenden zu. Selbst wenn der Siedler und

seine Frau vom Lande stammen, was grade für die Frauen oft nicht zutrifft, so müssen sie sich doch an die Verhältnisse der Gegend anpassen; für die Frau wird meist eine Umstellung der bisherigen Haushaltführung nötig. Durch eine Beratung der Siedler soll dem einzelnen erspart werden, schmerzliche Erfahrungen zu machen und durch falsches Handeln ein teures Lehrgeld zu zahlen.

Die ersten Versuche mit dem Einsatz von Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltskunde in der Siedlerberatung wurden in Pommern gemacht, wo dank der Initiative der Landwirtschaftsrätin Sprengel diese Beratungstätigkeit zu einer hauptberuflichen Arbeit ausgebaut wurde. Für diese Beratungsarbeit kommen Lehrerinnen mit mehrjähriger praktischer Erfahrung in Betracht, die dann einige Jahre ganz auf dem Lande leben und in ihrem Bereich zu einer Vertrauensperson für alle Landfrauen werden. Natürlich spielt sich ihre Tätigkeit vorwiegend im Außendienst ab. Später, wenn sie älter werden, kehren sie dann in den Schuldienst zurück.

Im Rahmen des Vierjahresplanes hat diese Beratungstätigkeit auch noch ihre besondere Aufgabe. Es geht nicht nur um sparsamste Verwendung und Ausnutzung unserer Rohstoffe, auch die menschliche Arbeitskraft und ganz besonders die Kraft der ländlichen Mutter und Hausfrau ist ein kostbares Gut. Die Ueberlastung, die den Kräften der Landfrau droht durch die gleichzeitigen Anforderungen der Erzeugungsschlacht und ihrer mütterlichen Aufgaben, verlangt eine Besinnung darauf, wo und wie die Arbeit dieser Frauen erleichtert werden könnte. Hier müssen die Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde aus ihrer Kenntnis der Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Landfrau heraus nicht nur die einzelne Frau beraten, sondern auch für die Durchführung allgemeiner Maßnahmen Vorschläge machen. Wie viele Schritte, wie vieles mühsame Bücken kann der Landfrau abgenommen werden, wenn die Wasserstelle auf dem Hof zweckmäßig verlegt wird, wenn der Kessel zum Futterkochen am richtigen Platze aufgestellt wird. Gerade die Wasserversorgung, aber auch z. B. eine richtige Wärmewirtschaft kann in den ländlichen Haushalten zu großer Zeit- und Kraftersparnis führen. Solche Rationalisierung des hauswirtschaftlichen Betriebes erfordert von den Landfrauen, die heute noch vielfach nach alten Methoden arbeiten, weil ihnen bisher die rechte Belehrung fehlte, eine wesentliche Umstellung. Sie für die Neuerungen zu gewinnen, ihnen bei dieser Umstellung hilfreich und aufmunternd zur Seite zu stehen, ist wiederum die Aufgabe der Lehrerin und Beraterin für die landwirtschaftliche Haushaltkunde.

Es ist klar, daß eine solche Tätigkeit eine ganz gründliche Beherrschung des ländlichen Haushaltes mit allen vorkommenden Nebenarbeiten zur Voraussetzung hat. Deshalb wird von der zukünftigen Lehrerin zunächst eine zweijährige praktische Lehrzeit in einem ländlichen Haushalt verlangt mit der abschließenden Gehilfenprüfung vor der Landesbauernschaft. Dann kommen zwei Jahre Besuch der Landfrauenschule. Es ist möglich, die Lehrjahre zwischen den Besuch der Unterklasse und der Oberklasse einzuschalten, was wohl für alle die zweckmäßig ist, die nicht selbst aus ländlichen Verhältnissen stammen. Da für die Aufnahme in die Oberklasse der Landfrauenschule die Obersekundareife Voraussetzung ist, kommen für diesen Beruf also nur Mädchen mit Lyzeumsausbildung in Frage. Diese vierjährige praktische landwirtschaftliche und hauswirtschaftliche Ausbildung schließt mit einer Prüfung ab. Dann folgt ein fünftes Jahr auf der Hochschule für Lehrerinnenbildung, das vor allem auf die zukünftige Unterrichtstätigkeit vorbereiten soll. Das 6. Jahr schließt als Probelehrjahr die Ausbildung mit der staatlichen Prüfung als Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde ab. Diese Ausbildung ist nicht lang, wenn man bedenkt, welche Verantwortung die Lehrerinnen in ihrer späteren Berufsarbeit tragen, und sie ist auch nicht so kostspielig wie viele andere, weil während der praktischen Lehre und während des Probelehrjahres ja keine Ausbildungskosten zu tragen sind. Mit der Vermehrung der landwirtschaftlichen Schulen und mit dem immer stärkeren Einsatz gerade der weiblichen Lehrkräfte in der Landfrauenberatung wachsen die Aussichten für diesen Beruf, dem im heutigen Deutschland eine neue Verantwortung und Sinnerfüllung gegeben ist.

Kurzweil am Feierabend

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — ath — bau — ben — buch — burg — chi — de — der — e — e — em — en — ern — fe — fu — ge — hal — ken — lat — le — lo — mich — mo — ne — ne — ne — or — ra — ran — res — ri — schwer — sei — son — spä — sung — te — ter — tik — trau — wein — wer — zug sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben von oben nach unten ein beachtenswertes Sprichwort ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter: 1. außerplanmäßiger Zug, 2. Getränk, 3. Apfelart, 4. Frühlingsblume, 5. Rachegöttin, 6. landwirtschaftlicher Begriff, 7. Waschmittel, 8. Pflanzenfamilie, 9. Fruchtmus, 10. Kot des Wildes, 11. Beruf, 12. Sieger von Lüttich 1914, 13. Holzstücke, 14. Sportart, 15. alte sächsische Grenzfeste, 16. Pflanzenteile.

Doppeltes Silbenrätsel

Aus den Silben: a — be — ber — boh — chen — den — der — der — der — dern — det — en — fäl — fel — ger — hek — i — kar — kel — kin — kir — len — li — lie — mold — mut — rer — scha — see — ter — ti — to — tof — tu — ü — ver — viel — wei — zu sind 11 Wörter zu bilden. Wird jedem dieser Wörter je eine Silbe entnommen und diese fortlaufend gelesen, so ergibt sich ein Sprichwort.

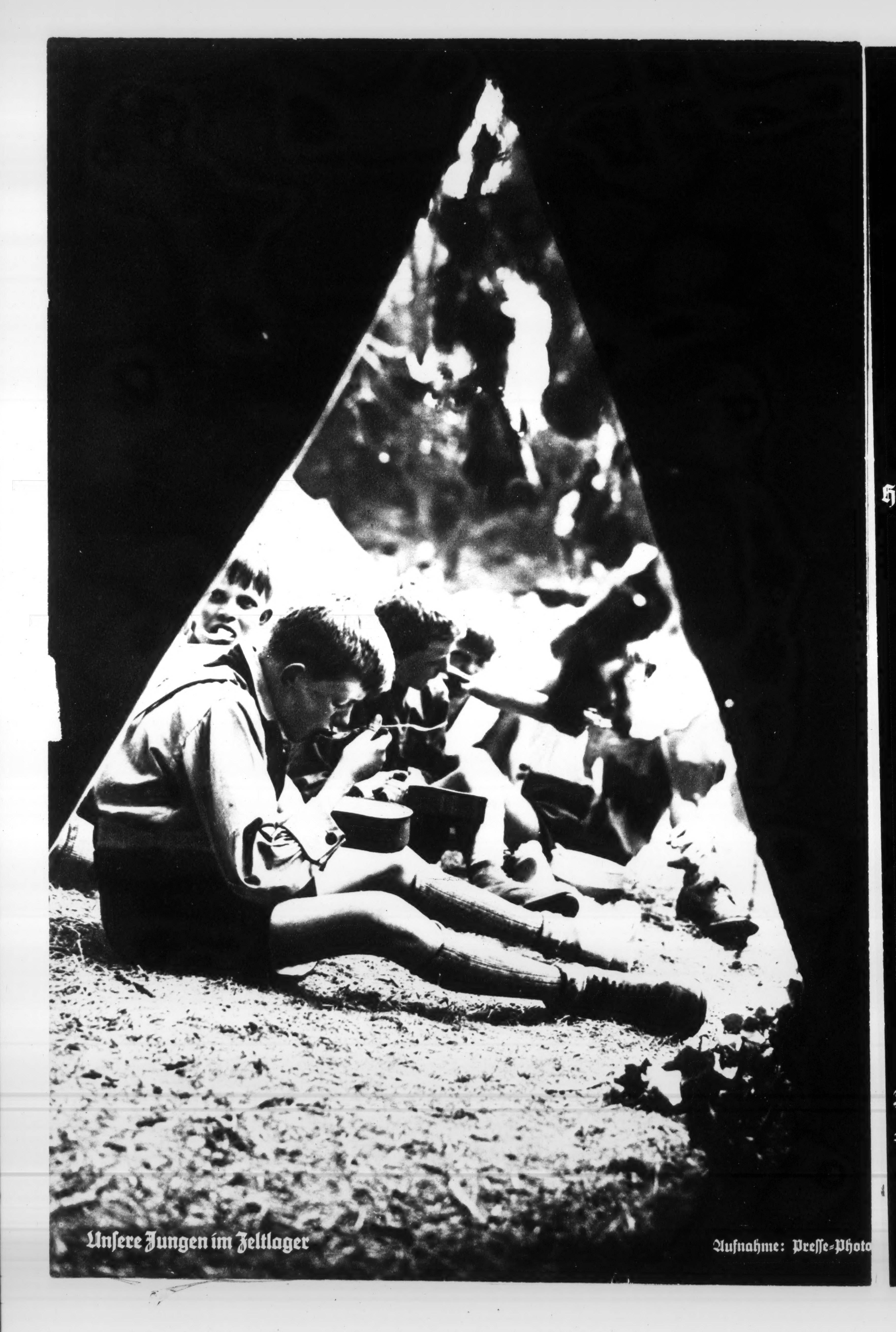
Bedeutung der Wörter: 1. Busen der Nordsee, 2. Büroapparat, 3. Ausgelassenes Benehmen, 4. Hohlmaß, 5. vertonte religiöse Dichtungen, 6. Behälter, 7. Küchenabfälle, 8. deutsche Stadt, 9. schädl. Nachtschmetterling, 10. Nachkommen, 11 Blutgefäße.

Rätselauflösungen auf der 2. Umschlagseite

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18

Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18



Unsere Jungen im Zeltlager

Aufnahme: Presse-Photo